

d'Lëtzebuerger **Land**

WELT



Unabhängige Wochenzeitung für Politik,
Wirtschaft und Kultur

#14 65. Jahrgang 6. April 2018



5 453000 174663



4,00€

Im Griff der Datenkrake

Der Facebook-Skandal zeigt:
Unregulierter Datenkapitalismus
gefährdet die Grundmauern der
Demokratie. In Luxemburg wird die
Gefahr nicht wirklich ernstgenommen

Raus aus der Steinzeit

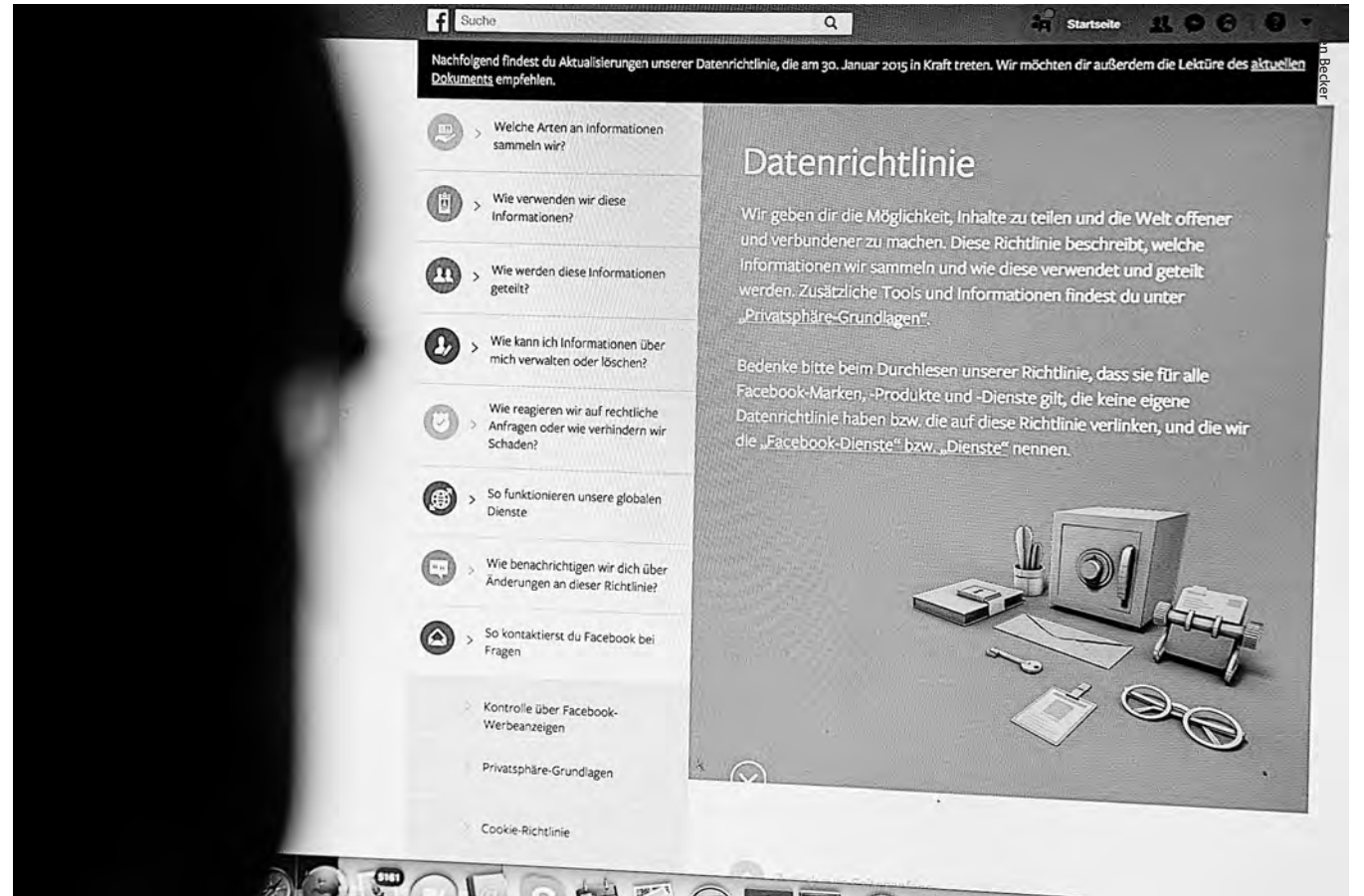
Leko Labs will das Bauwesen
revolutionieren. Dabei musste das
Start-up schon öfter umdenken

The Void

C'est probablement ce qui choque le
plus à la Place de l'Étoile : l'arrogance
des spéculateurs fonciers de faire un
doigt d'honneur à la collectivité

Photo: Sven Becker

Im Griff der Datenkrake



Deine persönlichen Daten abgezogen, um Dich und Deine Freunde ohne Dein Wissen politisch zu beeinflussen und zu manipulieren: Das steckt hinter dem Datenskandal um Cambridge Analytica und Facebook

Ines Kurschat

„Die Mitglieder der Artikel 29 Arbeitsgruppe werden in diesen Prozess zusammenarbeiten.“ Diesen und zwei weitere Sätze enthält die Pressemitteilung von Andrea Jelinek, Vorsitzende der EU-Datenschutz-Arbeitsgruppe 29, die die nationale Datenschutzkommission CNPD vergangene Woche zum Facebook-Skandal auf ihre Webseite veröffentlichte – sie lässt wichtige Fragen offen.

Es geht um die laufende Untersuchung des Information Commissioner's Office (ICO) in London der Hintergründe des jüngsten Facebook-Datenmissbrauchs. Seit Herbst vergangenen Jahres ermittelt die Behörde in dem Fall, der inzwischen ein mittleres Erdbeben ausgelöst hat – und weitere auflösen dürfte: Die britischen Datenschützer gehen dem Verdacht nach, das Votum zum Ausstieg aus der EU, das Brexit-Referendum, könnte durch gezielte Wähler-Manipulationen über illegal erlangte personenbezogene Daten beeinflusst gewesen sein. Im Mittelpunkt steht eine Datenfirma, Cambridge Analytica, die schon bei Donald Trumps Wahlsieg in den Vereinigten Staaten eine zweifelhafte Rolle gespielt haben soll.

Nachdem zwei Whistleblower gegenüber Journalisten der Tageszeitungen *The Guardian* und der *New York Times* ausgepackt hatten, ist der Skandal perfekt: Wie es scheint, hat Facebook im Wettbewerb um Marktanteile App-Entwicklern von Drittfirmen großzügigen Zugriff nicht nur auf die Stammdaten bestimmter Gruppen, sondern auch – ohne dass diese es wussten – auf deren Freunde und Freunde Freunde eingeräumt. Die britische Analysefirma Cambridge Analytica soll die Datensätze dann dazu benutzt haben, um mit einer Forschungs-App psychografische Profile von amerikanischen und britischen Facebook-Nutzern zu erstellen, um diese mit Falschinformationen und gezielten Werbekampagnen in ihrem Wahlverhalten zu beeinflussen. Facebook soll vom Missbrauch der Daten von rund 50 Millionen Facebook-Nutzern seit August 2016 Bescheid gewusst haben, ihn aber erst eingeräumt haben, nachdem Zeitungen davon Wind bekamen.

Seit der Enthüllung ist hektische Betriebsamkeit ausgebrochen: Die deutsche Justizministerin Katarina Barley zitierte Vertreter von Facebook Deutsch-

Facebook hat angegeben, ein Prozent der betroffenen Nutzer stammten aus Europa. Wie viele davon aus Luxemburg kommen, ist bislang unklar

land zu sich, um Erklärungen über den Vorfall und mögliche deutsche Betroffene zu erlangen und forderte, Unternehmen wie Facebook künftig deutlich strenger zu überwachen. Facebook-Chef Mark Zuckerberg soll vor dem Untersuchungsausschuss des britischen Unterhauses erscheinen, hat dies aber bisher nicht getan. Gleichzeitig läuft gegen ihn und seine Firma eine ähnliche Untersuchung vor dem Justizausschuss des US-Senats. Neuen Vorwürfen zufolge soll Facebook auf Android-Smartphones intransparent Verbindungsdaten von Telefonaten und SMS gesammelt haben, auch von Nutzern verworfene Videos wurden offenbar nicht, wie zugesagt, gelöscht. Kurz: Der Internetgigant steht unter Druck wie noch nie.

Ex-Pats in Luxemburg betroffen?

In Luxemburg wird derweil abgewartet – und das liegt nicht nur an den Schulferien. Die britischen Datenschützer erstatten der Artikel 29-Gruppe in Brüssel, in der sich die nationalen Datenschutzbehörden der EU-Mitgliedstaaten zusammengeschlossen haben, regelmäßig Bericht über die fortlaufenden Entwicklungen, zuletzt Ende März. Auch Luxemburgs Datenschutzkommission CNPD ist in der Gruppe vertreten und bekommt somit Analysen und Einschätzungen aus erster

Hand. Aus dem letzten Debriefing ging besagte Solidaritätserklärung hervor.

Dass die Untersuchungen gegen Facebook und Cambridge Analytica auf weitere Mitgliedstaaten ausgedehnt werden, gilt als sicher, auch wenn noch nicht klar ist, wie deren Beiträge konkret aussehen, respektive welchen Umfang sie in den jeweiligen Ländern haben werden. „Wenn britische oder US-amerikanische Bürger mit Wohnsitz in Luxemburg betroffen wären, dann gibt es auch bei uns Untersuchungsbedarf. Wir warten diesbezüglich auf weitere Informationen aus London“, sagte Thierry Lallemand von der CNPD dem *Land*. Facebook hatte angegeben, etwa ein Prozent der Nutzer besagter Facebook-App stammten aus Europa. Der europäische Facebook-Hauptsitz ist in Irland, die dortigen Datenschützer haben angekündigt, eigenen Nachforschungen anstellen zu wollen. Weil Cambridge Analytica in London ansässig ist, untersucht die dortige ICO den Fall. Bisher liegen keine Ergebnisse vor, die ICO hat aber die Büroräume der Londoner Zentrale durchsuchen und Material sicherstellen lassen. Die Auswertung ist mühsam und wird einige Zeit dauern.

Doch Europas oberster Datenschützer, Giovanni Buttarelli spricht schon jetzt von einem möglichen „Skandal des Jahrhunderts“ und davon, die Enthüllungen könnten „lediglich die Spitze eines Eisbergs“ sein. Er hatte vor zwei Wochen angekündigt, um die Aufklärung der Affäre voranzutreiben, würden die nationalen Datenschutzbehörden in ganz Europa ihre Kräfte bündeln: „Keiner von uns wird es alleine schaffen. Eine gemeinsame Aktion ist nötig.“ Das heißt: Auf die Datenschützer in Luxemburg mit seiner *Expat-Community* werden aller Voraussicht nach Anfragen aus London nach Amtshilfe zukommen. Noch etwas sagte Buttarelli: Angesichts des rezenten Skandals müssten laufende Verhandlungen zum Datenschutz noch einmal genau unter die Lupe genommen werden.

CSV, DP, LSAP: Kein Microtargeting

In Luxemburg spielen die Protagonisten des Skandals nach jetzigem Kenntnisstand keine Rolle: Cambridge Analytica hat hierzulande keinen Sitz und auch die Mutterfirma SCL Group, jene in-

ternational umtriebige Kommunikationsfirma, die sich auf die Nutzung der Verhaltensforschung in der Werbung spezialisiert hat und aus der laut Whistleblower Christopher Wylie Cambridge Analytica (CA) hervorgegangen sei, scheint in Luxemburg nicht als PR-Firma aktiv zu sein. Die drei Volksparteien haben die Analysedienste nicht in Anspruch genommen. Vom *Land* gefragt, verneinte die CSV Kontakt mit der Firma zu haben oder gehabt zu haben. Man habe auch „nicht den Willen“, mit solchen Firmen zusammenzuarbeiten, so CSV-Generalsekretär Laurent Seimetz. Facebook nutze man „in eigener Regie“, in dem man Inhalte poste und Annoncen schalte. Wählerprofile für *Microtargeting*, das gezielte Ansprechen kleiner und kleinster Wählergruppen, erstelle man nicht und habe „nicht vor“, dies zu tun.

LSAP-Kampagnenmanager Pascal Husting zufolge arbeite auch seine Partei weder „mit dieser, noch mit anderen Datamining-Firmen“ zusammen. Man habe „bis jetzt nicht auf bezahlbare FB-Funktionen wie Sponsoring oder Audience Targeting“ zurückgegriffen und erstelle auch keine Wählerpsychogramme. Claude Lamberty, Generalsekretär der Liberalen, schloss eine Zusammenarbeit mit Cambridge Analytica für seine Partei ebenfalls aus: „Wir beraten uns in punkto Facebook selbst.“ Wohl würden parteibezogene Inhalte gesponsort, diese würden aber erkennbar über die Verteilungsmöglichkeit „Luxemburg“ an DP-Follower verteilt. Lamberty wollte nicht ausschließen, dass einzelne DP-Politiker auf Facebook möglicherweise gezielt in ihrer Region politische Werbeanzeigen schalten, *Microtargeting* entlang soziodemografischer Kriterien schloss er jedoch aus. „Da steckt Luxemburg in den Kinderschuhen“, ist sich Lamberty sicher. Ähnlich Déi Gréng, deren Generalsekretär Dan Michels dem *Land* sagte, es gebe „keine versteckten Inhalte wie das berüchtigte Microtargeting“. Man mache zwar selbst ein „gewisses Targeting, aber nur mit „offiziellen Facebook-Bordmitteln (ohne beigegekauften oder gekreuzten Daten) und dieses nur eingeschränkt auf „klassischen grünen Posts“. Eine eigene App zu den Wahlen, die Zugang zu weiteren persönlichen Daten verschaffen könnte, haben weder Déi Gréng, die LSAP, noch die CSV oder DP entwickelt. So gesehen, haben alle Parteien Facebook

für Werbezwecke entdeckt und nutzen es fleißig, aber offenbar nicht in dem Ausmaße, wie das in anderen Ländern und besonders in den USA der Fall ist. Parteien, Politiker und Ortsverbände sind auf Facebook präsent und versuchen gezielt, Inhalte zu streuen, Aufmerksamkeit zu erlangen und Wähler für sich zu gewinnen. Dabei setzen sie, so scheint es, in erster Linie Instrumente ein, die die Plattform legal bietet, um Botschaften auf Zielgruppen zuzuschneiden. Demnach würden, anders als in Deutschland wo Medienberichten zufolge die CDU, CSU und die Linkspartei mit sogenannten *Darkposts* experimentiert haben, die lediglich einer ausgewählten Zielgruppe angezeigt und nicht allgemein veröffentlicht werden, in Luxemburg bislang nicht eingesetzt.

Wenig Datenschutz-Bewusstsein

Ansonsten sind Gefahren, die durch die Weitergabe, das gezielte Ausnutzen oder die mangelhafte Absicherung persönlicher Daten entstehen können, vergleichsweise wenig Thema. Die Parlamentarier sind im Urlaub oder kennen sich nicht aus. Luxemburgs Medien stellen, außer Berichte zu den Enthüllungen in den USA und Großbritannien und mit Ausnahme des Radios 100,7 zu veröffentlichen, kaum eigene Nachforschungen an. Dabei gäbe es gute Gründe, den Datenschutz ganz oben auf die Tagesordnung zu setzen, nicht nur wegen des Facebook-Skandals: Wie nachlässig hierzulande mit dem Schutz sensibler Daten und dem Recht auf Privatsphäre umgegangen wird, wie wenig Bewusstsein für die Problematik herrscht, zeigen die verhaltenen Reaktionen auf *Chamber-Leaks*, wo persönliche Daten sowie geheime Sitzungsberichte an die Öffentlichkeit quasi ungeschützt auf dem Chamber-Server lagen. Außer dass die Staatsanwaltschaft nun ermittelt, hat das Datenloch kaum zu einer öffentlichen Reflexion über den Schutz von sensiblen Daten und Internetsicherheit geführt.

Das könnte sich rächen. Denn ab dem 25. Mai muss Luxemburg die Europäische Datenschutz-Grundverordnung umsetzen und mit ihr verschärfte Datenschutzbestimmungen (*d'Land* berichtete). Die Verordnung schreibt unter anderem vor, dass Einwilligungen, die Menschen für die Nutzung ihrer persönlichen Daten geben, informiert und freiwillig

Der Facebook-Skandal zeigt: Unregulierter Datenkapitalismus gefährdet die Grundmauern der Demokratie. In Luxemburg wird die Gefahr nicht wirklich ernstgenommen

erfolgen müssen. Bislang lautete der Status quo eher, dass die wenigsten Nutzer wissen, wie ihre Daten genutzt und ob und an wen sie für welche Zwecke weitergegeben und verkauft werden. Privatfirmen und öffentliche Einrichtungen, die Daten verarbeiten und diese nicht ausreichend schützen, müssen Missbrauch und *Leaks* melden; Zuwiderhandlungen ziehen im schlimmsten Falle millionenschwere Geldstrafen nach sich.

Die Luxemburger Regierung hat den Gesetzentwurf zur Umsetzung der Datenschutz-Grundverordnung in nationales Recht im September vorgelegt. Die Reaktion der Datenschutzkommission auf den Text fiel in verschiedenen Punkten verhalten bis kritisch aus, teils weil die Regierung in Schlüsselfragen hinter den Möglichkeiten der Brüsseler Vorlage bleibt und beispielsweise Strafinstrumente der CNPD nur verwaltungsrechtliche Reichweiten, nicht aber strafrechtliche haben. Vergangene Woche veröffentlichte der Staatsrat sein Gutachten und seine Analyse fällt in wesentlichen Punkten ähnlich kritisch aus: 16 gelbe Karten verteilte das Hohe Gremium, davon mehrere mit der Begründung, die Regierung habe die Verordnung nicht voll umgesetzt.

Regierung hält sich bedeckt

Die Datenschutz-Grundverordnung hat jedoch eine in Luxemburg wenig beachtete, doch wichtige Schwester: die E-Privacy-Richtlinie von 2009 über Datenschutz und Vertraulichkeit der elektronischen Kommunikation, die derzeit neu verhandelt wird, weil sie sich bislang nur an herkömmliche Telefondienstleister wendete und soziale Netzwerke wie Facebook, WhatsApp und Co. ausblendete. Es geht einerseits um die Verschlüsselung von Kommunikationsdaten bei sozialen Netzwerken, aber auch um Regelungen zum *Tracking*, zu Telefonwerbung und Internettelefonie sowie zur Weitergabe von Kundendaten an Dritte. Über die Verordnung wird seit Monaten gestritten: Unternehmerfreundliche Positionen, die Wettbewerbsnachteile durch zu restriktive Datenschutzbestimmungen beim Zugang, der Sammlung und der Verarbeitung von Kundendaten befürchten, stehen Verfechtern einer besser geschützten Privatsphäre gegenüber.

Ein erster Vorschlag der EU-Kommission wurde vom zuständigen Rechtsausschuss des Europaparlaments in zentralen Punkten verschärft: Brower, Apps und andere Software dürfen nur mit datenschutzrechtlichen Grundeinstellungen ausgeliefert werden, für jede Weitergabe personenbezogener Daten muss die Zustimmung der Nutzerin eingeholt werden. Provider sind angehalten, eine Ende-zu-Ende-Verschlüsselung der Kommunikation vorzusehen, Werbebanner mit versteckten Analyse- und Spionageprogrammen, um das Such-, Lese- oder Kaufverhalten oder die Hardware von Nutzern auszuspähen, sollen verboten werden, der Einbau von Hintertüren

Insider aus Brüssel, die sich mit Luxemburger Regierungsvertretern getroffen haben, taten sich ebenfalls schwer, danach die Luxemburger Verhandlungsposition zu benennen

in Sicherheitsanwendungen, wie sie europäische Polizeibehörden fordern, ist ausgeschlossen. In dem Ausschuss sitzt auch die Luxemburger LSAP-Abgeordnete Mady Delvaux, deren Fraktion den *privacy by design*-Ansatz unterstützt. Das Argument eventueller Wettbewerbsnachteile kontern die Befürworter eines hohen Datenschutzniveaus damit, der Verbraucherschutz sei selbst ein Wettbewerbsvorteil, mit dem Europa in der Welt punkten könne.

Wie es scheint sind die verbraucherfreundlichen Vorstellungen vieler EU-Parlamentarier jedoch manchen Regierungen der Mitgliedsländer ein Dorn im Auge. Die bulgarische Ratspräsidentschaft hat einen überarbeiteten Text aus der Schublade gezaubert, über dessen Lesart nun gestritten wird und der unter anderem vorsieht, ein zustimmender Klick möge als Einwilligung genügen, um beim *Tracking* die Datenweitergabe an Dritte zu ermöglichen. Dadurch könnten, so die Befürchtung von Datenschutz-Bürgerinitiativen European Digital Rights jene unerlaubten Datentransfers legalisiert werden, die derzeit im Zuge der Facebook-Enthüllungen ans Tageslicht kommen und für psychografische Nutzerprofile missbraucht wurden. Die Änderungen wurden von der Nichtregierungsorganisation Statewatch veröffentlicht. Delvaux' Büro wollte die geleakte Version nicht kommentieren, sondern Erläuterungen des Rats am 8. Juni abwarten.

Beobachter gehen davon aus, dass sich der Konflikt nach den Sommerferien erneut zuspitzen wird: Dann nämlich, wenn das EU-Parlament mit dem EU-Rat in die sogenannten Trilog-Verhandlungen eintreten wird. Unklar ist, ob sich Luxemburg dort für einen möglichst weitreichenden Schutt der Privatsphäre Luxemburger Online-Nutzer und für star-



E-Privacy: Alle Kommunikationsdienstleister sollen zu End-to-End-Verschlüsselungen verpflichtet werden

Schlüsseletappe für den Datenschutz

Die **Datenschutz-Grundverordnung** soll Regeln zur Sammlung und Verarbeitung personenbezogener Daten durch private Unternehmen und öffentliche Einrichtungen europaweit vereinheitlichen. Dabei geht es vor allem darum, dem Einzelnen leichteren Zugang und mehr Kontrolle über die eigenen Daten zu geben: Der Nutzer soll besser erkennen können, wer seine Daten wo für welche Zeit speichert, verarbeitet oder weitergibt. Dazu gehört auch, dass datenverarbeitende Organisationen künftig verpflichtet sind, Daten-*Hacks* oder *Leaks* schneller zu kommunizieren. Missbrauch und schlampiger Umgang mit persönlichen Daten werden mit sehr viel höheren Geldbußen als bislang geahndet. Um eine bessere Kontrolle zu garantieren, wird die Rolle der Datenschutzbehörden europaweit deutlich gestärkt. Die Datenschutz-Grundverordnung soll am 25. Mai in Kraft treten, also in nationales Recht umgesetzt werden, Luxemburg hinkt bislang im Zeitplan hinterher.

Im Zuge der neuen Datenschutz-Grundverordnung werden weitere Rechtsvorschriften angepasst, darunter die von 2009, damals als herkömmliche Telefondienstleister beschränkte **E-Privacy-Richtlinie**. Sie regelt unter anderem Voraussetzungen für das *Online-Tracking*, aber auch die Verschlüsselung von Kommunikationsdaten und den Umgang mit Online-Werbung und ergänzt somit die Datenschutz-Grundverordnung in wesentlichen Bereichen (*d'Land* vom 23.12.16). Während das EU-Parlament die entsprechende Kommissionsvorlage in wichtigen Punkten verschärft und seine Änderungen mehrheitlich verabschiedet hat, ist die Position des Rats unklar. Neue Änderungsvorschläge durch die bulgarische Ratspräsidentschaft führen erneut zu teils heftigen Diskussionen um Definitionen, Anwendungsbereich und Lesart der Verordnung. Beobachter warnen davor, Inkohärenzen zwischen der E-Privacy-Verordnung könnten die strengen Datenschutzbestimmungen der Grundverordnung aushöhlen. Eigentlich sollte der Privacy-Reformtext ebenfalls zum 25. Mai in Kraft treten, das ist aber nicht mehr möglich. Es droht rechtlich eine ziemlich unübersichtliche Situation, wenn die diesbezüglichen Regelungen der 27 (28) EU-Mitgliedstaaten in Kraft bleiben sollten. ik

ke Verbraucherrechte einsetzen oder sie eher dafür optieren wird, Schutzbestimmungen etwas vager zu halten, um somit auch Luxemburger Firmen im digitalen Wettbewerb Vorteile einzuräumen.

Bisher ist diesbezüglich von Regierungsseite wenig zu hören: Eine Nachfrage im Staatsministerium wurde in die Luxemburger Vertretung nach Brüssel weitergeleitet. Dort hält man sich bedeckt. Wenn Worte aus Regierungskreisen fallen, dann sind es nichtssagende Floskeln wie, das Recht auf informationelle Selbstbestimmung gehöre geschützt und das Schutzniveau der EU-Datenschutz-Grundverordnung dürfe durch die Reform der EU-Privacy-Verordnung

auf keinen Fall unterlaufen werden. Offenbar wartet man Präzisionen seitens der Ratspräsidentschaft – sowie Positionierungen insbesondere der Nachbarn Deutschland und Frankreich ab. Insider im Umkreis des EU-Parlaments, die Luxemburger Regierungsvertretern zum Austausch getroffen haben, taten sich schwer, danach die Luxemburger Verhandlungsposition wiederzugeben: Bisher seien inhaltliche Aussagen „wenig konkret“ gewesen, sagte ein Gesprächsteilnehmer dem *Land*. Die Argumentation Luxemburgs in dem brisanten Dossier kann auch nicht in Rats-Sitzungsprotokollen nachvollzogen werden: Sie werden nicht veröffentlicht, Positionen der Mitgliedstaaten sind streng vertraulich.

Analysten gehen davon aus, dass alles auf eine Konfrontation zwischen EU-Parlament, Ministerrat und Kommission hinausläuft. Nicht ausgeschlossen ist, dass der Facebook-Skandal dazu führt, dass mit zunehmender Öffentlichkeit für eine an sich sperrige Problematik ein verstärktes Nachdenken einsetzt und Befürworter strengster Privacy-Regeln mehr Zulauf bekommen. Denn der Skandal zieht immer breitere Kreise: Mark Zuckerberg räumte diese Woche ein, nicht 50 Millionen, sondern 87 Millionen Facebook-Nutzer seien vom Missbrauch betroffen. Er sagte auch: Um die Fehler zu beheben, die zu dem Datenmissbrauch geführt hätten, würde seine Firma noch „Jahre brauchen“.

**Is the most valuable job
the one you don't have?**

ey.com/lu/joinadvisory

The better the question. The better the answer. The better the world works.

EY
Building a better
working world

© 2018 Ernst & Young Business Advisory Services S.à R. L. All Rights Reserved.

Édito

Le musée, service public

josée hansen

Quel désastre ! Alors que l'arrivée de la nouvelle directrice Suzanne Cotter en début d'année devait calmer le jeu au Mudam et faire revenir une certaine sérénité au Musée d'art moderne grand-duc Jean au Kirchberg, un an et demi après le départ chahuté d'Enrico Lunghi, c'est tout le contraire qui se produit : En quelques semaines, on apprend coup sur coup le démontage d'une des œuvres les plus emblématiques du musée, la *Chapelle* de Wim Delvoye, commande *in situ* de Marie-Claude Beaud pour l'ouverture du musée en 2006 (voir p.16), et, via une note sur *woxx.lu* vendredi dernier, le licenciement peu élégant de Clément Minighetti, le curateur en chef, en place depuis la préfiguration, et responsable de la collection. Détail choquant : ni l'intéressé lui-même, ni aucun membre de l'équipe n'auraient été au courant de cette décision du conseil d'administration, mais la responsable de la communication du musée, Julie Jéphos, ne dément pas, la directrice étant en vacances. À son retour, le CSV demande à l'entendre sur son programme à la commission parlementaire de la Culture. Le personnel est à nouveau inutilement déstabilisé, après un an de gestion quotidienne erratique par Laurent Loschetter, administrateur désigné, qui croyait pouvoir sauver la renommée du musée à coups de *buttons* et l'ambiance dans l'équipe en installant une nouvelle machine à espresso.

Alors, essayons de retracer les responsabilités de ces décisions catastrophiques, qui affectent durablement la renommée du Mudam, décidément l'enfant mal aimé de la

politique culturelle luxembourgeoise : En automne dernier, la présidente du Mudam, la grande-duchesse héritière Stéphanie, Laurent Loschetter et Catherine Decker, administratrice représentant le ministère de la Culture au Conseil d'administration, se rendaient à New York pour négocier avec les responsables de la Leir Charitable Foundation – d'après Henry J. Leir, 1900-1998, homme d'affaires, fondateur e.a. de la Minerais SA à Luxembourg, qui avait émigré aux États-Unis à la fin des années 1930 et était revenu après la guerre. Leir ayant toujours gardé un lien sentimental avec le grand-duché, sa fondation avait soutenu le Mudam dès ses débuts, demandant que son soutien financier soit surtout utilisé pour le programme éducatif. Le petit pavillon adjacent au Mudam portait depuis le nom de The Henry J. and Erna D. Leir Pavilion. Dans un communiqué du 29 mars dernier, le Mudam se réjouit que la Leir Charitable Foundation « renouvelle son soutien (...) pour dix nouvelles années » et qu'un « lieu permanent dédié à la programmation pédagogique » allait leur être dédiée au premier étage du musée. C'est la salle qui abritait la *Chapelle* de Delvoye, derrière laquelle il y « un lavabo et des toilettes » comme le précise le ministre de la Culture, Xavier Bettel (DP) dans sa réponse à une question parlementaire de Fernand Kartheiser (ADR). C'est donc un sponsor privé – et non la directrice ? – qui prendrait des décisions aussi radicales, touchant à l'essence même du musée : on remplace une œuvre d'art unique par des ateliers pour enfants. Mais qu'est-ce qu'on leur enseigne, s'il n'y a plus d'art ?

Voilà un risque de dérive vers une privatisation vulgaire d'une infrastructure publique, face auquel il faut rappeler deux ou trois basiques : le Musée d'art moderne grand-duc Jean a été construit par l'État sur un terrain qui lui appartient, sur base de la loi du 17 janvier 1997, après une longue bataille quant à son bien-fondé, son implantation et son orientation programmatique (moderne versus contemporain). Le chantier s'est éternisé pour cause de bataille sur les pierres de parement, les fameuses *magny doré*. Le bâtiment, propriété publique, est gratuitement mis à disposition à une Fondation éponyme, constituée par la loi du 28 avril 1998, chargée de l'exploitation du musée. En douze ans, ladite fondation s'est séparée de manière peu élégante de deux directeurs : Marie-Claude Beaud et Enrico Lunghi. Aujourd'hui, le Conseil d'administration composé de sept personnes privées, plus une représentante de l'État et une représentante de la Cour grand-ducale, est présidé par cette dernière, la grande-duchesse héritière Stéphanie (la gestion erratique du personnel n'est d'ailleurs pas sans rappeler celle de la Cour). Cette année, l'État lui verse 7,1 millions d'euros, somme qui va augmenter jusqu'à 7,752 millions d'ici 2021, selon le budget pluriannuel. Les contribuables sont donc largement les premiers mécènes et sont en droit de demander le meilleur musée possible, géré sur des bases professionnelles et avec une programmation qui ne suit pas les préférences esthétiques des administrateurs ou les désirs des sponsors, mais la pertinence artistique. Y'a encore du boulot !

Nur einen Monat nach seiner Eröffnung musste das in einem ehemaligen Juwelierladen in der hauptstädtischen Rue de la Boucherie untergebrachte „Biergerbüro“ der ADR wieder schließen. Bürgermeisterin Lydie Polfer (DP) hatte der Vermietergesellschaft mitgeteilt, das Lokal dürfe laut Bebauungsplan nur an Einzelhändler, Handwerker oder Dienstleister vermietet werden. Da half auch nichts, dass die konservative Partei ein bescheidenes Angebot von Wahlkampfgeschenken in dem Schaufenster ausbreitete. Aber vielleicht wurde das Büro, das vor allem für den ADR-Abgeordneten und -Stadtrat Roy Reding warb, auch ein wenig von der falschen Partei betrieben. rh.

blog

Personalie

Personalie

Politik

Politik

Soziales

Claude Wiseler,



CSV-Spitzenkandidat, verbreitete am Freitagmorgen auf dem Internet-Dienst *Instagram* ein Foto, wie er in der neuen Ausgabe des *Lëtzeburger Land* einen Beitrag über sich und sein *Instagram* las und dabei Ostergebäck und Osteierei verzehren wollte. Wenig später löschte er das Foto wieder und ersetzte es durch ein neues, das ihn nur noch zeigte, wie er spartanisch das *Land* las. In der Zwischenzeit muss irgend ein geistlicher Beistand ihn gewarnt haben, dass Karfreitag war und ein rechter Christenmensch am Todestag des Herrn kein Naschwerk verzehrt und schon gar nicht im Wahlkampf. Eine endgültige Trennung von Kirche und Staat könnte sogar CSV-Politiker erlösen. rh.

François Bausch,

grüner Nachhaltigkeits- und Infrastrukturminister, ist einer der wenigen heimischen Politiker, denen nicht bloß zu Lebzeiten, sondern noch während ihrer Amtszeit eine Biografie gewidmet wird. Der ehemalige Journalist und Pressesprecher Romain Meyer, Bausch-Genosse aus der Zeit der Jungsozialisten und Eisenbahnergewerkschaft, erzählt in *François Bausch, der Un-Geduldige* (Editions Guy Binsfeld, 165 S., 24 Euro) voller Bewunderung für den „Ausnahmepolitiker“ den Aufstieg des ehrgeizigen Schulabbrechers aus einer kommunistischen Familie und einem Schanklokal in Weimerskirch, der sich bei der Eisenbahn und in der FNCTTFEL hocharbeitete, den zweiten Bildungsweg versuchte und als trotzkistisches U-Boot in der LSAP bis 1984 das politische Handwerk lernte. Einige stürmische Weggefährten dieser Jahre haben es seither an die Spitze von Staatsverwaltungen, Zentralbanken oder in die Regierung geschafft. Der Autor ringt nach Euphemismen, wenn er erzählt, wie François Bausch es ab 1986 mit „Durchsetzungsvermögen“ zum grünen Berufspolitiker in einer Partei brachte, die mit Rotationsprinzip und imperativem Mandat alles getan hatte, um das Berufspolitikertum zu verhindern. Umweltschutz war dem nunmehr grünen François Bausch nie ein besonderes Anliegen, die Bescheinigung von „Wirtschaftskompetenz“ aber umso mehr. Die Vereinigung der linken Gap und der rechten Gleit 1994 erlaubte dann eine Punktlandung von déi Gréng in der liberalen Mitte, mit Markenanzügen, Abmagerungskur und jovialer Distanz zu den ehemaligen Gewerkschaftskollegen. Das waren die Voraussetzungen, damit sich selbst DP-Notabeln bei heimlichen „Pizza-Gesprächen“ von den Tischmanieren der grünen Partei überzeugen ließen und dem Aufstieg vom hauptstädtischen Schöffen 2005 über den Srel-Ermittlungsausschuss an der vertrauensbildenden Seite des LSAP-Fraktionssprechers bis zum Minister 2013 nichts mehr im Weg stand. So ist die Ministerbiografie ein Loblied auf den politischen, na ja, Pragmatismus. Die wiederholt in die Minderheit versetzten Parteikollegen, die in dem Buch ab und zu zu Wort kommen, hatten nicht die schlechteren Argumente, sie hatten das geringere Durchsetzungsvermögen. rh.



Friedensbewegt

Äußerst kritisch sprang Innenminister Dan Kersch (LSAP) am Donnerstag in einem *Tageblatt*-Beitrag zum 69. Jahrestag der Nato mit dem Militärbündnis um. Zusammen mit dem LSAP-Kandidaten Sascha Pulli wirft er dem Militärbündnis vor, durch seine rücksichtslose Osterweiterung die Stabilität in Europa gefährdet zu haben. Die Mitglieder, darunter Dan Kersch's Regierung, beschäftigten sich „viel weniger mit Werten als mit knallharter Geo-Politik“. Der amerikanische und der türkische Präsident bekommen Egomane vorgeworfen, ihre Armeen stünden sich in Syrien „diametral gegenüber“, so dass der Nato eine politische Krise drohe, wie sie sie noch nicht gekannt habe. Dan Kersch war in den Achtzigerjahren einer der Sprecher der Friedensbewegung. Vielleicht hielt er es im Wahlkampf für nützlich, vergessliche linke Wähler daran zu erinnern. rh.

Flugpassagiere

Unzufrieden scheint der Staatsrat mit dem Gesetzentwurf, der die Europäische Richtlinie über das Sammeln von Flugpassagierlisten durch Polizei, Zoll und Geheimdienst in Luxemburger Recht übertragen soll. Wenn er auch die erklärte Absicht, die Bekämpfung des Terrorismus, teilt, legt er doch fast ein Dutzend formelle Einsprüche ein. So würden in dem Gesetzentwurf die Transitpassagiere vergessen, die Amtshilfe auf die Polizei beschränkt, die Datenschutzkommission für zuständig erklärt und das Zugangsrecht des Geheimdienstes eingeschränkt. rh.

Holistisch

Der Nationalkongress der Jungsozialisten verabschiedete am Samstag in Düdelingen Richtlinien für die Kammerwahlen, die am besten in das Wahlprogramm der Mutterpartei einfließen sollen. Dazu gehören die Schaffung eines weiteren *Conseil national*, diesmal *de lutte contre les inégalités*, eine Mindestlohnerhöhung und eine Arbeitszeitverkürzung, kostenlosen öffentlichen Transport sowie eine holistische Herangehensweise der staatlichen Politik und ein Zukunftsministerium. Der Kongress bestätigte Präsident Jimmy Skenderovic und wählte Georges Sold zum neuen Generalsekretär. rh.

Schädlinge

Im Wahlkampf ist Tierschutz ein beliebtes Thema. Deshalb üben Regierung und Abgeordnete bei der Tierschutzreform einen Eiertanz zwischen Tierschützern und Landwirten. Am Mittwoch verabschiedete die parlamentarische Agrarkommission eine weitere Serie von Änderungsanträgen zu dem laut Agrarminister Fernand Etgen fortschrittlichsten Tierschutzgesetz in Europa. Es bescheinigt unter anderem Wirbeltieren und Tintenfischen eine Würde ohne Bewusstsein. Nun soll der verpönte Begriff der „Schädlinge“ wieder aus dem Entwurf gestrichen, dafür aber in Verweisen auf andere Gesetze hinzugefügt werden. Auf Betreiben des Staatsrats soll auch die neue Prozedur wieder verworfen werden, die es den Untersuchungsrichtern jederzeit erlauben sollte, beschlagnahmte Tiere zurückzuerstatten. rh.

Halb und halb

Der OGBL erinnerte am Donnerstag an seinen Vorschlag zur Verallgemeinerung der Möglichkeit, einen teilweisen Vorruhestand mit einer Teilzeitarbeit zu verbinden. Auf diese Weise sollen ältere Beschäftigte das Arbeitsleben entsprechend ihrer Leistungsfähigkeit etappenweise verlassen und Arbeitsplätze für jüngere Arbeitsuchende frei machen. rh.

Gegen Bezahlung

Anders als der Studentenverband Acel ist die linke Unel gar nicht einverstanden mit dem Gesetz von Arbeitsminister Nicolas Schmit (LSAP) über die Regelung der Praktika. Unter dem Kampfruf „Keine Arbeit ohne Bezahlung!“ fordert sie „ein Entgelt, egal ob freiwilliges oder Pflichtpraktikum“, das „dem Qualifikationsgrad des Studierenden Rechnung“ trägt. Mit einer Petition will sie „vor allem Studierenden, die es sich nicht leisten können, unbezahlte Praktikantenstellen zu besetzen“, Gehör verschaffen. Denn nicht nur die Praktikanten, auch die Betriebe profitierten von den „Stages“. rh.

Wahlprogramme (1)

20 Prozent mehr Mindestlohn

Romain Hilgert

Die Kommunistische Partei Luxemburgs ist die erste Partei, die ein Wahlprogramm für die Kammerwahlen am 14. Oktober vorlegt, auch wenn es noch von einer Landeskonferenz und dem Zentralkomitee verbessert werden kann. Die KPL macht nicht mehr viel von sich reden. Aber sie ist eine der ältesten des Landes. Dass sie demnächst ihren hundertsten Geburtstag feiern soll, hatten ihr viele nicht mehr zugetraut.

Die KPL war die Partei der Bergleute und Stahlarbeiter, also jener, die am härtesten arbeiteten und dabei am meisten auf gegenseitiges Vertrauen angewiesen waren. Vielen von ihnen lag die Aussicht auf ein besseres Leben nah und Moskau fern. So erhielt die KPL 1968 im Südbezirk 22 Prozent der Stimmen.

Als die letzte Erzgrube geschlossen war und fünf von sechs Stahlarbeitern in Rente gingen, war auch die große Zeit der KPL vorbei, lange vor dem Kollaps der Sowjetunion. Dass sie trotzdem durchhielt, hat damit zu tun, dass sie in den Zwanzigerjahren, in der Weltwirtschaftskrise, unter der Nazi-Besatzung und im Kalten Krieg gelernt hat, von Feinden umringt zu sein und auf die Zähne zu beißen, bis vielleicht einmal wieder bessere Zeiten kommen.

Anders als die anderen Parteien, die die bestehenden Verhältnisse da und dort verbessern wollen, strebt die KPL einen radikalen Gegenentwurf zu den bestehenden Verhältnissen an. Das geht auch aus dem Wahlprogramm der KPL hervor, das in seiner Einleitung erst einmal die politischen Umstände der Epoche zu analysieren versucht. Das macht ihr keine andere Partei nach, außer vielleicht die 1993 von der KPL abgespaltene déi Lénk.

„27 Jahre nach seinem vorübergehenden Sieg in der Systemauseinsetzung steckt der Kapitalismus in einer tiefen systemischen Krise, die historische Dimensionen hat, obwohl die dominierende kapitalistische Wirtschaftstheorie, der Monetarismus, und die ‚Selbstheilungs- und Regulierungskräfte des Marktes‘ gerade Krisen verhindern sollten“, heißt es in einem etwas antiquiert wirkenden Jargon. „Milliarden werden nicht für die Entwicklung der Produktivkräfte genutzt, denn sie fließen nur zu einem verschwindend geringen Teil in produktive Bereiche, sondern werden in erster Linie für eine bisher nicht gekannte Spekulation an den Börsen eingesetzt. Im Ergebnis wird die Schere zwischen wenigen Reichen und den vielen Menschen mit geringem Einkommen immer größer. Darüber hinaus sind die herrschenden Kreise immer weniger in der Lage, politische Konzepte zu entwickeln.“ Weshalb vielerorts neue Parteien, oft rechtsradikale bis offen faschistische aufkamen.

Diese Einleitung ihres Wahlprogramms gefällt der KPL so gut, dass es derselbe Wortlaut ist wie zu Beginn ihres Wahlprogramms von 2013 und zuvor von 2009. Wie die katholische Kirche ist auch die KPL eine kleine Partei in einem kleinen Land. Deshalb war sie stets sehr ultramontan. Nur dass ihr Drittes Rom inzwischen untergegangen und sie auf sich selbst gestellt ist. Sie brachte nie große Denker hervor, die die rasch ändernden gesellschaftlichen Verhältnisse in Luxemburg auf überzeugende Art zu durchschauen verstanden hätten.

So schließt die Einleitung mit der trotzigen Feststellung: „Im Gegensatz zu allen staatstragenden Parteien, die grundsätzlich für den Kapitalismus sind und die Abwälzung der Folgen der Krise auf die Bevölkerung billigend in Kauf nehmen, geht es den Kommunisten nicht darum, den Kapitalismus zu retten, sondern ihn abzuschaffen.“ Aber kaum hat die Partei diesen heroischen Satz niedergeschrieben, hat sie ihn schon vergessen. Es gelingt ihr nicht, eine politische Verbindung zwischen diesem offenbar langfristigen Ziel und dem kurzfristigen Detailprogramm herzustellen, das oft ein Sammelsurium über Jahrzehnte angehäufter Geistesblitze ist.

Kämen da nicht am Ende des Wahlprogramms noch die ‚Verstaatlichung von Großbetrieben und Banken sowie von strategisch wichtigen

Wirtschaftszweigen‘, die „Schaffung eines staatlichen Beteiligungsfonds“ und eine „demokratische Planung der Wirtschaft und demokratische Kontrolle der staatlichen Betriebe“. Überhaupt ist „Staat“ mit seinen Ableitungen das zweithäufigste Wort im Wahlprogramm der KPL, es kommt 70 Mal vor. Ohne dass ein direkter Zusammen-

mehr sein wollte, sondern eine nationale, die auch den heimischen Mittelstand gegen das internationale Großkapital verteidigte.

Die vom Parlament bestellten Wahanalysen übernehmen seit bald 20 Jahren Ronald Ingleharts nicht immer stichhaltige Unterscheidung

abgeschafft werden. Mehrwerttheorie hin oder her, gibt man sich wie die CSV und Etienne Schneider mit einer „Anpassung der Lohnentwicklung an die Produktivität“ zufrieden. Dafür soll das gesetzliche Rentenalter von 65 auf 60 Jahre gesenkt und das Anrecht auf eine Vollrente soll mit 57 Jahren bei 35 Beitragsjahren entstehen.

Fast scheint es, als würde niemand inbrünstiger dem heute radikal links wirkenden christlich-sozialen Steuer- und Sozialstaat der Goldenen Dreißiger nachtrauern als die Kommunisten

Forderungen belegen zu können. Dennoch scheint es, als würde niemand inbrünstiger dem christlich-sozialen Steuer- und Sozialstaat der Goldenen Dreißiger nachtrauern als die Kommunisten. Denn nach dem Aufkommen des neoliberalen Sturms in den Achtzigerjahren glänzt er rückblickend wie radikal linke Politik. Der LSAP fiel im Traum nicht mehr ein, einen 56-prozentigen Spitzensteuersatz oder 40 Prozent Körperschaftsteuer zu versprechen, die einst christlich-soziale Finanzminister erhoben.

Die KPL will eine 30-prozentige Aufstockung des Bildungshaushalts, um eine öffentliche, laizistische polytechnische Ganztags- und Gesamtschule einzuführen, der unerfüllte Traum der LSAP-Bildungsreformer in den Siebzigerjahren. Auch will sie die „integrale Finanzierung der Universität durch den Staat“ einführen, um deren politische Abhängigkeit von privaten Drittmitteln zu beenden. Kostenlos sollen Schulfrühstück, Schulumaterial, paraschulische Aktivitäten und Förderkurse werden. Kostenlos soll auch der öffentliche Personentransport für alle werden.

Wie inzwischen andere Parteien auch will die KPL seit langem die Verallgemeinerung des Drittzahlers beim Arzt, aber auch die Abschaffung aller Eigenbeteiligungen. Da das Programmkapitel über das Gesundheitswesen mit *Copy/Paste* aus dem Programm von 2013 übernommen wurde, liest es sich, als ob die KPL die Reform des Abtreibungsgesetzes von 2014 verschlafen hätte.

Um das „Grundrecht auf Wohnen“ zu gewährleisten hält die KPL den Bau von „50 000 öffentlichen Mietwohnen“ für nötig, wo die Mieten zehn Prozent des Einkommens der Mieter ausmachen sollen. Die Gemeinden sollen die Erhöhung privater Mietverträge kontrollieren und Wohnungen ohne private Immobilienagenturen vermitteln. Spekulationssteuern sollen auf leerstehenden Wohnungen und auf brachliegendem Bauland erhoben werden, damit der beabsichtigte Wertanstieg wegbesteuert wird.

Die KPL verlangt die „Wählbarkeit aller Staatsfunktionen, einschließlich des Staatsoberhaupt“, die Schaffung eines einzigen landesweiten Wahlbezirks, die Erhöhung der Abgeordnetenzahl parallel zum Bevölkerungswachstum und „die Abschaffung des Spitzeldienstes“. Statt des Wahlrechts für den ausländischen Teil der Arbeiterklasse will die KPL die Staatsbürgerschaft samt Wahlrecht nach drei Jahren Aufenthalt gewähren. Trotz des gescheiterten Referendums von 2015 setzt sie sich nicht nur für das aktive, sondern auch für das passive Wahlrecht ab 16 Jahre ein.

Gegen Ende ihres Wahlprogramms läuft die KPL noch einmal zur Radikalität auf, wenn es um Frieden und Abrüstung geht. Sie verlangt nicht nur eine „Senkung aller Militärausgaben“, wie sie selbst der Handelskammer eine Saison vorgeschwebt hatte, sondern auch „die Abschaffung der Luxemburger Armee“ und den „Austritt Luxemburgs aus der Nato“. Also kaum mehr als eine Rückkehr zur ewig währenden Neutralität, wie sie 1868 in die Verfassung geschrieben und 1948 wieder gestrichen worden war.

Die KPL ist die erste Partei, die ein Wahlprogramm für die Kammerwahlen am 14. Oktober vorlegt

hang hergestellt wird, soll die Verstaatlichung von Produktionsmitteln offenbar weiter den Weg zu ebnen helfen zu einer „demokratischen und sozial gerechten Gesellschaftsordnung, die wir Sozialismus nennen“.

Doch in Wirklichkeit liest sich das Wahlprogramm der KPL auf weiten Strecken wie dasjenige der LSAP, bloß dass sie stets zehn Prozent mehr verlangt. Zum qualitativen Unterschied wird dann, dass, mangels Aussichten auf eine Regierungsbeteiligung, das Wahlprogramm der KPL nicht, wie bei anderen Parteien, aus Versprechen, sondern aus Forderungen besteht, ähnlich einem Gewerkschaftsprogramm. Dahinter steckt das taktische Angebot an die Wähler, durch die Wahl der KPL diesen Forderungen Nachdruck zu verleihen, so dass die regierenden Parteien ihre Erfüllung erwägen müssen. Gleichzeitig schimmert im Wahlprogramm noch eine Politik durch, als die gestärkte KPL nach der Befreiung 1945 der Regierung angehörte und keine Klassenpartei

zwischen materialistischen und postmaterialistischen Parteien. In diesem Raster ist die KPL die mit Abstand materialistischste Partei. Denn mangels Kaufkraft können ihre Mitglieder und Wähler es sich nicht leisten, idealistisch daherzukommen. Folglich glaubt sie auch als einzige Partei hierzulande an Marx und Engels, die diesen Menschen auf Kosten Hegels und allerlei schöner Seelen ein philosophisches Gebäude zum Lob des Materialismus zimmerten.

Also beginnt das erste Kapitel des Wahlprogramms mit dem Wort „Arbeit“, das mit all seinen Ableitungen überhaupt das häufigste Wort im Programm ist und gleich 72 Mal vorkommt. Verspricht die LSAP 100 Euro mehr Mindestlohn netto und verlangt der OGBL derzeit eine zehnprozentige Mindestlohnerhöhung, will die KPL 20 Prozent mehr. Schrittweise soll die gesetzliche 35-Stundenwoche bei vollem Lohnausgleich eingeführt werden, wie sie 1999 auch noch im Wahlprogramm der Grünen versprochen worden war, und die Leiharbeit

Vieles, was die KPL zur Steuerpolitik verlangt, wäre nichts als eine Rückkehr zu den Abgaben im Steuer- und Sozialstaat vergangener Jahrzehnte. Durch eine Erhöhung auf 56 Prozent erreichte der Spitzensteuersatz bloß wieder sein Niveau vor 30 Jahren, während allerdings von der gleichzeitig verlangten „Abflachung der Steuerprogression“ die Höchstverdiener am meisten profitierten. Auch die Erhöhung der Körperschaftssteuer, die Umklassierung von Alleinerziehenden und Verwitweten in die Steuerklasse 2, die Beteiligung der Unternehmen an der Finanzierung der Familienkasse und selbst die Abschaffung der *Rulings* kämen nur der Wiederherstellung der Verhältnisse unter Pierre Werner oder Jacques Santer vor den entsprechenden Reformen gleich. Ähnliches gilt für die erneute Anpassung der Steuertabelle und der Familienzulagen an den Index oder die Wiedereinführung einer 1,5-prozentigen Vorschussindextranche.

Für die KPL ist das natürlich ein taktischer Schachzug, um gegenüber Kritikern den Realismus ihrer



Vor den Toren Europas

Wahlkampf ohne Wahl

Cem Sey, Berlin

„Israel folgt den Weg Hitlers!“ Diese provozierenden Worte kamen aus dem Munde eines Mannes in Juli 2014, der zu diesem Zeitpunkt das Geschick eines Landes in seiner Hand hielt und sicherstellen wollte, dass das so bleibt: Recep Tayyip Erdogan, der damalige türkische Ministerpräsident. Israel hatte gerade den Gaza-Streifen bombardiert, während in der Türkei ein Wahlkampf tobte. Erdogan kandidierte für den Staatspräsidenten-Posten und hatte zwei mächtige Gegenkandidaten.

Der Vorwurf, Israel verhalte sich wie das Nazi-Deutschland, war pure Wahlkampagne und zeigte sich nützlich. Denn, selbst wenn diese Äußerung Wahlkampfpolemik war, fiel sie auf fruchtbarem Boden. Der Antisemitismus in der Türkei ist stark und nimmt mit jedem Tag zu. Dass in 2005 Adolf Hitlers *Mein Kampf* unter den Bestsellern landete, war kein Zufall. Jedenfalls Erdogan gewann die Wahl mit 51 Prozent der Stimmen. Es war eine Zeit, in der niemand demokratische Verhältnisse und den Rechtsstaat in der Türkei infrage stellte. Kurz nach der Wahl sah es anders aus. Erdogan, frisch gewählt, gab bekannt, er habe nicht vor sich an die Verfassung des Landes zu halten. So wie er gestrickt ist, hatte er wieder einmal direkt und selbstbewusst angekündigt, was er in den folgenden Jahren tun würde.

Am 1. April dieses Jahres griff Erdogan Israel erneut an. Diesmal war Israel für ihn ein Terrorstaat. „Hey Netanyahu“, rief er den Delegierten eines lokalen Parteitages seiner Partei zu, „du bist ein Besatzer ..., du bist ein Terrorist. Die Geschichte registriert alles, was ihr diesen unterdrückten Palästinenser antut!“ Diesmal stehen aber offiziell keine Wahlen bevor. Ist es also diesmal mehr als Wahlkampf?

Wohl kaum. Denn seit seiner Wahl zum Staatspräsidenten ist viel passiert im Erdogan-Land. Er zettelte einen Krieg gegen Teile der eigenen Bevölkerung an, steigerte den Druck auf alle Oppositionellen. Dann

Recep Tayyip Erdogan hat das Präsidialsystem eingeführt, aber er ist selbst offiziell nicht der Präsident der Türkei. Diese Wahl steht am 3. November 2019 bevor

trotzte er 2016 einen ominösen Putschversuch, dessen Urheberchaft Erdogan und seine Anhänger der Gülen-Bewegung anlasten – eine konservativ-islamische Gemeinde, die bei ihm in Ungnade gefallen war. Schließlich nutzte er diesen Putschversuch für eine politische Hexenjagd aus, sperrte kritische Journalisten, kurdische Politiker sowie türkische und ausländische Menschenrechtler in Gefängnisse ein, setzte mit einem Referendum, dessen Integrität bis heute umstritten ist, das Präsidialsystem durch. Seine letzte „Heldentat“ war der Kleinkrieg in Afrin gegen die dortigen Kurden – der einzige Landesteil Syriens, in dem bis dahin während des brutalen Bürgerkrieges kein einziger Schuss gefallen war.

All das konsolidierte einerseits seine Unterstützung bis zu einem gewissen Maß, andererseits fordert



Auf dem EU-Türkei-Gipfeltreffen im bulgarischen Varna

es seinen Zoll. Die allgemeine Unterstützung für Erdogan sinkt. Das wiederum durchkreuzt seine Pläne. Denn Erdogan hat zwar das Präsidialsystem durchgebracht, aber er ist selbst offiziell noch nicht der Präsident. Diese Wahl steht am 3. November 2019 bevor. Davor gibt es eine Testwahl: die Kommunalwahlen am 24. März 2019. Manche in der Opposition vermuten sogar eine vorgezogene Präsidentschaftswahl. Selbst wenn alles beim offiziellen Datum bleibt, befindet sich das Land am Bosphorus wieder im Wahlkampfmodus.

Es gibt weitere Anzeichen dafür, als nur die Äußerungen Erdogans zu Israel. Zumindest augenscheinlich lockert er seinen eisernen Griff im Land. Er kritisiert die Richter, die in den vergangenen Monaten jeden unter Terrorverdacht in den Knast

steckten, der sich gegen Erdogans Politik äußerte. Die Richter seien zu weit gegangen, sagt Erdogan nun völlig entgegen vorheriger Polemiken, die Bevölkerung brauche ein Gefühl der Gerechtigkeit.

Schon bald will er zudem ein neues Reformpaket für die Wirtschaft bekanntgeben, das kurzfristig Investitionen ankurbeln soll, obwohl dessen Wirkung mittel- und langfristig für die angeschlagene türkische Wirtschaft kontraproduktiv sein könnte. Durch das bewusste Verändern der Berechnungsgrundlagen hatten seine Männer in der Verwaltung ihm bereits einen Erfolg beschert: Die türkische Wirtschaft wuchs 2017 um fast sieben Prozent. Dass dabei die Inflation hochschnellte, der Staatshaushalt große Lücken aufwies und die Schulden des Landes erheblich stiegen, sollte jedoch nicht

erwähnt werden. Seinen Finanzminister, der das trotzdem wagte, rügte Erdogan einige Tage später mit harschen Worten.

Auch außenpolitisch sind Vorbereitungen auf die Wahl unübersehbar. Das Gipfel-Treffen mit der EU – die EU nannte das Treffen offiziell „ein Treffen höchster Ebene“ – im bulgarischen Varna war ein Geschenk für ihn. Er schildert das Treffen seitdem als die Überwindung aller Probleme mit den europäischen Partnern. Vergangene Woche empfing er zudem den russischen Präsidenten Wladimir Putin und den iranischen Staatspräsidenten Hassan Ruhani in Ankara. Es ging um Syrien und Erdogan weckte erfolgreich den Eindruck, die Türkei unter seiner Führung gestalte zusammen mit verlässlichen Partnern die Zukunft Syriens.

Mit seinem aktuellen Vorwurf an die Adresse Israels schürt Erdogan gezielt Hassgefühle in der Bevölkerung und hofft, damit erhebliche Stimmen an sich zu binden – zumal seine ernsthaften Gegner im rechten Spektrum zu finden sind. In der realen Welt jedoch werden diese Worte wahrscheinlich kaum größeren Effekt haben. Israel unterstützt zwar offen die Gründung eines kurdischen Staates und sorgt damit selbst für Spannungen im Verhältnis zu Ankara. Dennoch ketten starke wirtschaftliche Interessen beide Länder aneinander. Während Erdogans Herrschaft vervierfachte sich das Handelsvolumen zwischen Israel und der Türkei. Allein in den vergangenen zwei Jahren wuchs der Handel um 14 Prozent. Gleich nach Erdogans verbaler Attacke sagte Israels Minister dem Nachrichtendienst *Yisrael Katz*, die jüngsten Wortgefechte beeinflussten diese Beziehungen nicht. Rund 25 Prozent des türkischen Exports in die Region erfolge über den israelischen Hafen in Haifa. Außerdem verhandeln beide Länder, bisher sehr erfolgreich, über eine Erdgasleitung mit der Israel sein neuentdecktes Erdgas in die Türkei exportieren will. Das gute Geschäft will niemand stören.

Deutschlands Islamdebatte

Eine Frage des Glaubens

Martin Theobald, Berlin

Die Alternative für Deutschland wollte es wissen: Per Kurznachrichtendienst *Twitter* ließ der Berliner Landesverband der AfD Mitte März darüber abstimmen, ob der Islam zu Deutschland gehöre. Verschiedene Screenshots zeigten, dass 83 Prozent der mehr als 20 000 Teilnehmer mit „Ja“ abstimmten. Da dieses Ergebnis der rechtspopulistischen Partei wohl nicht in den Kram passte, verschwand die Abstimmung wenige Stunden später und war auf dem *Twitter*-Konto der Partei nicht mehr auffindbar. Doch die politischen Kontrahenten hatten es dokumentiert, wie Werner Graf, Berliner Landeschef der Grünen: „Jetzt hat die AfD Berlin doch aus Versehen ihre Umfrage gelöscht! Sowas dummes! Zum Glück hab ich mal ein Foto gemacht!“ Die AfD gab sich zerknirscht: „Gelöscht ist gelöscht, das kann man nicht wieder herstellen“, so der Sprecher Ronald Gläser. Er wies darauf hin, dass eine solche Umfrage nicht repräsentativ und im konkreten Fall ganz offenbar manipuliert worden sei. „Natürlich haben wir so ein Ergebnis nicht erwartet.“

Es war Horst Seehofer, deutscher Heimatminister und Parteivorsitzender der CSU, der mit seiner Bemerkung, dass der Islam nicht zu Deutschland gehöre, die Glaubensfrage wieder auf die politische Agenda hievte. Wohl übersehend, dass diese Frage von vornherein obsolet ist, denn das deutsche Grundgesetz gewährt die Religionsfreiheit als Grundrecht. Es gibt zudem eine Trennung von Staat und Religion. Deutschland ist ein Staat, der von westlichen Werten geprägt ist, die auf einem – mittlerweile diffusen – Verständnis christ-

licher oder jüdisch-christlicher Tradition fußt. Die Gegenfrage, was denn zu Deutschland gehöre, beantworten konservative und rechtspopulistische Politikerinnen und Politiker ungern, wohlwissend dass in den eigenen Parteien Grundwerte des Christentums nicht immer geachtet werden.

Doch in Bayern sind im Herbst Landtagswahlen und Seehofer sieht sich immer zuerst dem Wohl seiner Partei, denn der Bundesrepublik verpflichtet. Seine Ausspruch folgt der CSU-Prämisse, die in der AfD den wichtigsten Gegner bei der Wahl im September ausmacht und sich nun daran macht, dieser mit Parolen die Wählerinnen und Wähler abspenstig zu machen. Dies ist sehr viel einfacher, als den Rechtspopulisten mit politischen Inhalten zu begegnen.

Alexander Dobrindt, Sprecher der CSU-Abgeordneten im Bundestag, legte im Nachrichtenmagazin *Focus* nach, der Satz, der Islam gehöre zu Deutschland, sei „ein Integrationshemmnis. Er vermittelt ein falsches Signal.“ Zuwanderer müssten sich „integrieren wollen und dürfen nicht neben uns oder gar gegen uns hier leben wollen“. Dobrindt ergänzte, dass seine Partei die Debatte mit klarer Kante, direkt und konservativ führe. „Die CSU wird sich da nicht bewegen, schließlich ist die Mehrheit der Bevölkerung der Mehrheit, dass der Islam nicht zu Deutschland gehört.“

Plus de recul

Découvrez le Lëtzebuurger Land en vous abonnant gratuitement durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1

Die rheinland-pfälzische Ministerpräsidentin Malu Dreyer (SPD) empfiehlt der CSU, sie solle „mal tief durchatmen“. Es sei genug Heimat für alle da

Rein statistisch gesehen, gehört der Islam schon lange zu Deutschland. Muslime leben seit Jahrhunderten in den jeweiligen deutschen Staaten der Geschichte. Zurzeit sind es knapp fünf Millionen. Rund die Hälfte davon sind deutsch Staatsangehörige. Die meisten entstammen einer Familie mit Migrationshintergrund, der in der Türkei, in Jugoslawien, aber auch in Marokko oder Tunesien seine Wurzeln hat. Mit diesen Ländern hatte West-Deutschland ab 1961 Abwerbeabkommen geschlossen. Die sogenannten Gastarbeiter halfen in der Bundesrepublik der Nachkriegszeit beim Wiederaufbau und leisteten ihren Beitrag zum Wirtschaftswunder. Als dieses endete, die westdeutsche Industrie erstmals kriselte und 1973 ein Anwerbestopp erlassen wurde, kehrte nur ein Teil der Migranten zurück in ihre Herkunftsländer. „Wir riefen Arbeitskräfte, und es kamen Menschen“, befand damals der Schweizer Schriftsteller Max Frisch. Etwa vier Millionen türkische Muslime waren aufgrund des Anwerbeabkommens eingewandert. Bei der Volkszählung 1987 wurden in der damaligen Bundesrepublik 1,3 Millionen muslimische Türken und etwa 280 000 andere Muslime registriert.

Dies waren nicht die ersten muslimischen Einwanderer. Herzog Ferdinand von Kurland schenkte – wie es damals in der höfischen Diplomatie üblich war – König Friedrich Wilhelm I. von Preußen im Jahr 1731 22 türkische Gardisten. Bereits ein Jahr später ließ der preußische König seinen muslimischen Untertanen im Langen Stall, dem Reit- und Exerzierhaus in Potsdam, einen Saal zu einer Moschee umbauen. Dies war der erste Moscheebau auf deutschem Boden. Das Gebetshaus blieb nicht erhalten und es existiert auch keine Abbildung davon.

In der aktuellen Diskussion gingen sowohl Bundeskanzlerin Angela Merkel als auch Bundestagspräsident Wolfgang Schäuble, beide von der CDU, auf Distanz zur bayerischen Schwesterpartei. Schäuble kommentierte: „Wir können den Gang der Geschichte nicht aufhalten. Alle müssen sich damit auseinandersetzen, dass der Islam ein Teil des Landes geworden ist.“ „In einen Dialog kommt man nicht, wenn Politiker bei Menschen, die ohnehin Vorbehalte gegen den Islam haben, leichtfertig Vorurteile schüren“, sagt die rheinland-pfälzische Ministerpräsidentin Malu Dreyer (SPD) und empfiehlt der CSU, sie solle „mal tief durchatmen“. Es sei schließlich genug Heimat für alle da.

.....

2 x

ticker

.....

Nachfrage-Förderung

Weil nach der Finanzkrise die Zinssätze für Immobiliendarlehen stark sanken, hatte die vorige Regierung 2011 einen Referenzsatz von zwei Prozent festgeschrieben, an dem sich seither die staatliche Zinssubvention und -bonifikation ausrichtet. Das sollte verhindern, dass manche Eigenheimkäufer höhere Beihilfen bekämen als andere. Da die Zinssätze mittlerweile weiter gesunken sind und nur noch bei 1,25 bis 1,85 Prozent liegen, führt der Referenzsatz von 2011 zu gekürzten Beihilfen. Deshalb will die Regierung ihn auf 1,5 Prozent senken, so dass Zinssubvention und -bonifikation wieder steigen. Die kleine Förderung der Wohnungsnachfrage – anstelle der immer wieder für prioritär erklärten Steigerung des Angebots – werde die Staatskasse jährlich 1,14 Millionen Euro kosten, wird in dem Entwurf für eine großherzogliche Verordnung geschätzt. pf

Angebotsförderung



Unter der Rubrik „Location à prix abordable“ bietet die Stadt-Verwaltung Luxemburg derzeit zwei Wohnungen auf der Place Guillaume neben dem Rathaus zur Miete an. Eine Wohnung von 54 Quadratmetern Fläche mit einem Wohnzimmer in bester Lage wird für 950 Euro im Monat vermietet, ein Duplex von 64,5 Quadratmetern mit einem Schlafzimmer wird für 1 150 Euro im Monat angeboten. Die Mieter sollen in der Stadt arbeiten, dürfen noch keine Immobilie besitzen und ihr verfügbares Einkommen muss zwischen 3 150 und 5 077,05 beziehungsweise zwischen 3 800 und 5 077,05 Euro betragen. Visite ist am 18. April um 11 Uhr. (Foto: *vdL.lu*) ms

Award für Amazon

Der Internet-Händler Amazon erhält den diesjährigen Luxembourg-American-Business-Award, Preis mit

dem die American Chamber of Commerce in Luxemburg alle zwei Jahre ein amerikanisches Unternehmen im Großherzogtum auszeichnet. Bisher wurden vor allem Industriebetriebe wie Dupont oder Goodyear mit dem Preis geehrt, zu dem ein Festessen und Zeremonie in Beisein von Erbgroßherzog und Wirtschaftsminister in New York gehören. „The biannual Luxembourg-American Business Award recognizes American companies established in the Grand Duchy for their important role in and their lasting contribution to the Luxembourg economy“, heißt es in der Mitteilung. Dass ausgerechnet Amazon als erster Dienstleister ausgezeichnet wird, kann durchaus kurios erscheinen, denn das Vermächtnis von Amazon der vergangenen Jahre sind ein EU-Wettbewerbsverfahren wegen Vorteilen bei der Besteuerung und Rufschädigung für Luxemburg. Und auch in den USA hat Amazon Probleme mit den Steuerbehörden. In einer Kurznachricht auf Twitter beschwerte sich US-Präsident Donald Trump, Amazon zahle keine Steuern und behandle die amerikanische Post wie einen Botenjungen. ms

Schweigen

In seiner Antwort auf eine parlamentarische Frage des CSV-Abgeordneten Laurent Mosar über das Schicksal der Luxemburger Filiale der lettischen ABLV bleibt Finanzminister Pierre Gramegna (DP) äußerst wortkarg. Er macht keine Angaben über die Auszahlungen des Einlagensicherungsfonds und keine Angaben über das Vermögen des Fonds. Wegen des Verdachts auf Geldwäsche bei der Luxemburger Filiale gegeben hat, sagt Gramegna nichts. Zum Ablauf der Geschehnisse befragt, unterschlägt Gramegna ebenso wie die CSSF in ihren Mitteilungen und in ihrer letzten Newsletter, dass die Aufsichtsbehörde bei Gericht die Auflösung und Abwicklung der Bank beantragt hatte, und dort abbildete (*d’Land*, 16.03.2018). Bis Redaktionsschluss hatte die CSSF gegen diese Gerichtsentscheidung keine Berufung eingelegt, die Frist ist aber noch nicht abgelaufen. ms

Wenig Inflation

Die Inflationsrate betrug vergangenen Monat 1,1 Prozent, wie das Statoc am

Mittwoch mitteilte. Die Verbraucherpreise waren demnach im März leicht höher als im Februar. Viel Inflation ist das aber nicht, denn mit 1,1 Prozent liegt Luxemburg genau im Durchschnitt der Eurozone. In Belgien wurden im März 1,4 Prozent Inflation gemessen, in Frankreich 1,5 und in Deutschland sogar 1,6 Prozent. ms

Spot on

Seit Dienstag werden die Aktien des weltweit größten Musik-Streaming-Dienstes Spotify an der Börse von New York gehandelt. Der Börsenstart des Luxemburger Unternehmens mit Sitz in der Avenue de la Gare,erregte weltweit Aufsehen, da keine neuen Aktien ausgegeben und damit kein neues Geld eingesammelt wurde, sondern einfach die bestehenden Aktien zum Handel angeboten wurden. Nach dem ersten Handelstag schlossen die Papiere mit der Bezeichnung „Spot“ mit einem Kurs von 149 Dollar, also über dem Referenzpreis von 132 Dollar das Stück. Der Börsenwert belief sich demnach auf 26,5 Milliarden Dollar. Kein schlechtes Ergebnis, denn der nominale Wert der Aktien von Spotify Technology SA beläuft sich laut Firmenstatuten auf 0,000625 Euro. Den Börsenunterlagen zufolge machte das Unternehmen vergangenes Jahr einen Umsatz von 4,09 Milliarden Euro und einen Verlust von 1,23 Milliarden Euro. Spotify hat den Prospektangaben zufolge 159 Millionen Nutzer weltweit, wie es scheint doppelt so viele wie der nächste Konkurrent, Apple Music. Spotify Technology wurde 2007 als Gesellschaft mit beschränkter Haftung in Luxemburg gegründet und bot seine Streaming-Dienste ab 2008 an. (Diagramm: Auszug aus dem Prospekt) ms



so viel Zeit, nämlich 46 Minuten, brauchen Grenzpendler im Schnitt, um zur Arbeit zu fahren als gebietsansässige Arbeitnehmer. Dies ist ein Ergebnis der Studie *The Cross-border Household Finance and Consumption Survey: Results of the second Wave* der Zentralbank und des Liser, zu der 2 400 Grenzpendler Haushalte befragt wurden. Die meisten von ihnen sind mit einem unbefristeten Vertrag eingestellt, arbeiten im Schnitt seit zehn Jahren in Luxemburg und fahren täglich mit dem Auto über die Grenze. Die Studie zeigt, dass Grenzpendler und Luxemburger Arbeitnehmer so unterschiedlich nicht sind. Denn auch wenn das Nettovermögen der Grenzpendler 261 900 Euro im Schnitt nur halb so groß ist, wie das der Gebietsansässigen, ist das hauptsächlich auf den unterschiedlichen Wert ihrer Immobilien zurückzuführen. Sachwerte (Autos, Immobilien) stellen 80 Prozent ihres Vermögens dar und 80 Prozent der Schulden der Haushalte entsprechen Hypothekenkrediten. Die Armen (die 20 einkommenschwächsten Prozent der Haushalte) haben in Luxemburg genauso wenig wie im Grenzgebiet, nämlich ein Nettovermögen von rund 6 000 Euro. Wobei die oberen 20 Prozent hierzulande mit einem Nettovermögen von 1,4 Millionen Euro (jeweils Medianwert) quasi drei Mal so reich sind wie die vermögengsten Nachbarn. ms

Sicher ist sicher

Die achtsicherste Bank der Welt (nach der Hitparade von Global Finance) BCEE steigerte ihre Bilanzsumme im vergangenen Geschäftsjahr um 4,8 Prozent auf 45,5 Milliarden Euro. Die Kundeneinlagen stiegen um um zwölf Prozent auf 28,1 Milliarden Euro und die Bank hatte im Gegenzug bei der Kundschaft Kredite im Wert von 20,9 Milliarden Euro ausstehen (+15,5 Prozent). Das operative Ergebnis stieg um 5,8 Prozent auf 606,9 Millionen Euro, wovon ein Nettogewinn von 240,8 Millionen Euro übrigblieb (+0,1 Prozent). Die BCEE wird dem Luxemburger Staat eine Dividende von 40 Millionen Euro zahlen und mit den verbleibenden 200 Millionen ihr Kapitalpolster weiter ausbauen. Die Kernkapitalquote der BCEE betrug Ende Dezember 2017 18,3 Prozent. Sie verfügte über 3,8109 Milliarden Euro Eigenkapital. Vergangenes Jahr zahlte die BCEE 23,7 Millionen Euro in den Einlagensicherungsfonds und 9,2 Millionen Euro in den Resolutionsfonds ein. Darüber hinaus hat sie 1,4 Millionen Euro Aufsichtsgebühren entrichtet, wovon 1,1 Millionen Euro an die Europäische Zentralbank gingen, 133 500 Euro an die CSSF und 165 221 Euro an das Resolutionsgremium. Die BCEE nahm vergangenes Jahr nahm über vier Millionen Euro mehr Girokontogebühren ein als 2016. Ob das daran liegt, dass die Sparkasse die Kunden mit Gebühren schröpft, wie die Verbraucherschutzorganisation seit Monaten beanstandet, konnte bis Redaktionsschluss nicht mit der Bankleitung geklärt werden. Nachdem die Ergebnisse am Karfreitag verschickt wurden, fuhren die Verantwortlichen in Urlaub. ms



Leko Labs will das Bauwesen revolutionieren. Dabei musste das Start-up schon öfter umdenken

Raus aus der Steinzeit

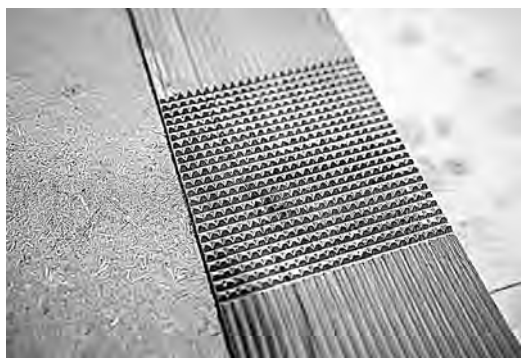
Michèle Sinner

Ein bisschen ironisch ist es schon. Die Räumlichkeiten im Technoport in Foetz sind eine funktional gedachte Konstruktion aus Stahl und Beton ohne jeglichen Charme, eine Werkshalle zur Produktion und ein paar kleine abgetrennte: hoch, kalt und aufgrund des Schalls wahrscheinlich sehr laut, sobald hier nur ein Akkuschrauber läuft. Ausgerechnet hier ist das Start-up Leko Labs untergebracht, das den Anspruch erhebt, das Steinzeitalter im Baugewerbe zu beenden, Ziegel und Beton als Baustoff durch Holz zu ersetzen? In den Büros gibt es deshalb möglichst viel unbehandeltes Holz zu sehen; als Tischplatten, als Regale, als Rahmen für bestehende Nischen.

Die Werkshalle ist vorbereitet, damit die Produktion bald starten kann. Zwei sechs mal drei Meter große Tische, wie Riesenpaletten, sind dort installiert. Darauf soll demnächst ein kanadischer Zimmermann die ersten Leko-Panels bauen. Holzelemente, bestehend aus einem mehrschichtigen Rahmen aus massivem Holz, Zellstoffmatten und Luft, die mit wenigen Schrauben und ohne Kleber zusammenhalten, vollkommen wiederverwertbar sind und dabei hohe Dämmwerte erreichen.

Dass der neue Mitarbeiter aus dem hohen Norden kommt, scheint dem französischen Firmengründer François Cordier besonders zu gefallen. Ihn beeindruckt, wie in den USA und in Kanada Zimmermänner ohne Baupläne und vorgeschchnittene Teile quasi aus dem Nichts auf der Baustelle ganze Häuser entwerfen und errichten – auch wenn bei Leko strikt nach Plänen gearbeitet wird. Sie selbst und seinen Partner Gaël Defer, der Karohemd *à la* Lumberjack trägt, bezeichnet er als „Mitglieder der Generation Lego und Mecano“, die als Kinder Baumhäuser gebaut haben. Begegnet sind sich die beiden an der École du Bois in den Vogesen, die Cordier besuchte, um nach abgebrochenen Ingenieur- und BWL-Studien endlich zu machen, was er immer schon wollte: mit seinen eigenen Händen etwas Konkretes erschaffen. Er absolvierte dort eine neu etablierte Ausbildung für den Holzbau, eine Art „Superzimmermann“, die sich auf alle Aspekte des Holzbaus bezieht, nicht nur auf die Struktur, sondern auch auf die Thermik beispielsweise oder die Akustik. Cordier begann als Lehrling auf Baustellen Dachgesperre zu zimmern und stellte fest: „Die Leute geben viel Geld für einen Bau aus und sie bekommen dafür im Gegenzug nicht die beste Lösung.“ Er sah Spielraum, um ein besseres Produkt anzubieten. Nach der Ausbildung, nahm Cordier am Erasmus-Programm für Jungunternehmer teil, arbeitete in Freiburg im Breisgau bei einem Architektenbüro, um sich mit der Passivbauweise vertraut zu machen, die dort bereits 2010 Voraussetzung für eine Baugenehmigung war. Schon damals reifte in ihm das Projekt Leko, erzählt Cordier, doch auf der Suche nach weiteren Erfahrungswerten reiste er umher, nach Slowenien, wo Stararchitekt Philippe Starck ein Projekt für vorgefertigte Niedrigenergie-Holzhäuser betrieb, nach Großbritannien, „weil die

Auf den ersten Blick ist die Technologie unscheinbar. Doch sie erlaubt, bei gleichen Dämmwerten bis zu 40 Prozent dünnere Mauern zu bauen. Für große Bauräger ist das kein Detail



Briten immer eine andere Sicht der Dinge haben“, nach Österreich in die Region Vorarlberg, „das Silicon-Valley für Holz“.

Im März 2014 schließlich gründete Cordier in Metz die Firma Leko. Als ein paar Monate später sein Studienfreund Defer in die Firma einstieg, zogen sie um in die Vogesen. „Dort gab es mehr Möglichkeiten“, sagt Cordier, obwohl es auch damals bereits Kontakte nach Luxemburg gab, zu Neobuild, dem Laboratorium fürs Baugewerbe in Düdelingen und dem Firmeninkubator Technoport. „Der Technoport wollte uns damals nicht aufnehmen. Sie verstanden unser Projekt nicht ganz“, erzählt der Firmengründer, der einräumt, dass sich dieses seither stark verändert hat. Voller Idealismus nahmen sich Cordier und Defer vor, die Wende zum nachhaltigen Bauen voranzutreiben, und zwar indem sie Endkunden Holzhäuser einer neuen Generation anbieten würden. Mit ihrer Technologie, hochwertigen Materialien und einer gepflegten Architektur; „das ist nicht immer eine Stärke der Franzosen“. Sie sammelten Geld via Crowdfunding, um danach festzustellen, dass sich niemand für ihr Produkt interessierte. „Angebot und Markt passten nicht zusammen. Da mussten wir beide uns fragen, was nach den ganzen Jahren der Arbeit aus uns werden würde“, so Cordier – aus der Traum vom schönen Leko-Haus. Also mussten sie umdenken, vom Endkunden auf die Bauräger. „Das war eine große Wende“, erzählt er. In Paris fanden sie Inter-

essenten, Bauräger, die in urbanen Ballungszentren, auf den Flachdächern von Supermärkten beispielsweise, gerne mit Holzkonstruktionen Wohnraum geschaffen hätten. „Es war wie ein Reset.“ Cordier und Defer begannen, in diese Richtung zu arbeiten. „Aber dann wurde uns bewusst, dass daraus auf absehbare Zeit kein Geschäft werden würde.“ Die beiden Jungunternehmer wandten den Blick wieder auf Luxemburg, kontaktierten erneut Neobuild, fragten nach, ob man sie in Verbindung mit Luxemburger Baurägern setzen könnte, damit sie <eine andere Sichtweise als die „franco-französische“ bekommen würden. Neobuild arrangierte einen Termin mit zwei ihrer Verwaltungsratsmitglieder, darunter der Präsident, Joël Schons von Stugalux.

Schons ließ die Leko-Leute reden. Dann meinte er, Häuser bauen könne er selbst, das sei sein Beruf. Aber die Technologie sei interessant. Seit acht Jahren nämlich baue er nach höchsten Energiestandards und stelle dabei fest, dass die Wände immer dicker würden, um die geforderten Dämmwerte zu erreichen, und dadurch gehe im Innenraum immer mehr Wohnfläche verloren. Denn im Vergleich zur traditionellen Bauweise mit Beton und Dämmverkleidung ist eine Leko-Wand bei gleichen Dämmwerten 40 Prozent dünner. „Also haben wir ein bisschen gerechnet und festgestellt, dass wir im Vergleich zur traditionellen Bauweise mit Leko-Wänden bei einem Mehrfamilienhaus eine Menge Geld einsparen könnten“, schildert Cordier den Verlauf der Begegnung. „Dieses Argument hatten wir mit unserem Idealismus, unserem Drang, ein gutes Produkt zu entwickeln, vollkommen übersehen.“ Mit Schons Hilfe entdeckten die Leko-Gründer, dass es in Luxemburg, mit seinen hohen Immobilienpreisen, dem großen Wohnraumbedarf, einen Markt für ihr Produkt gebe.

Die Leko-Technologie, sieht auf den ersten Blick unscheinbar aus. Die Bretter für den Wandrahmen werden an den Querpunkten angesägt, damit auf einem Kontaktpunkt ein Reliefraster aus Dreiecken entsteht, auf dem anderen Dreiecksreihen. Aufeinandergelegt, können die Bretter nicht mehr verrutschen. Vier Schrauben am Kontaktpunkt reichen aus, um das Ganze derart stabil zu befestigen, dass dadurch Hauswände entstehen und zwar mit vergleichsweise dünnen und schmalen Brettern. Leko nutzt, anders als andere Holzbaufirmen, die Nadelhölzer verwenden, Buchenholz für seine Strukturelemente. Das Holz, das Leko verarbeitet, ist Energieholz, das beim normalen Säubern in der Waldwirtschaft anfällt, relativ dünne Stämme von 20 bis 30 Zentimetern Durchmesser, die geschlagen werden, damit andere Bäume weiterwachsen können. Holz, das normalerweise zu Pellets verarbeitet oder als Biomasse verheizt wird. „Eine Ressource, die normalerweise in Rauch aufgeht“, sagt Cordier, und die in der Großregion in rauen Mengen anfällt, wo jährlich elf Millionen Kubikmeter Holz geschlagen werden. 20 Prozent davon

sind Energieholz, so Cordier, und davon wiederum zwischen 80 und 90 Prozent Buchenholz.

Da Leko keinen Klebstoff braucht, um die Bretter zu verbinden, und die Zellstoffmatten, die in den Rahmen eingefügt werden, die Leko von Zulieferern bezieht, ebenfalls kaum Bindemittel enthalten, können die Wände der Verwendung auf dem Bau später verarbeitet werden, sagt Cordier. „Aber immerhin hat dann jemand jahrelang darin gewohnt. Dann wurde vielleicht Parkett daraus hergestellt oder Papier, bevor es verbrannt wird.“

Joël Schons forderte Leko heraus. Sie sollten im Neobuild-Gebäude ihr Können beweisen, eine Wand errichten. Gelingen das *Proof of concept*, werde er ihnen einen ersten Auftrag geben. Leko Labs zog Anfang 2017 als erstes privates Start-up bei Neobuild ein, verlegte den Firmensitz nach Luxemburg, brachte Mitarbeiter und Patente mit. Vergangenen Herbst wurde nach viel Vorarbeit die Leko-Wand in Düdelingen eingeweiht, das Holz-Cluster von Luxinnovation lud Mitglieder, Architekten und Ingenieure ein. Von Stugalux erhielt Leko den Auftrag für ein Einfamilienhaus in Sandweiler mit einer Grundfläche von 300 Quadratmetern. Im Juni soll es montiert werden. Es sind die Elemente für dieses Haus, die der kanadische Zimmermann demnächst in Foetz verschraubt. „Schons hat Wort gehalten“, staunt Cordier heute noch, „für uns war das, aus Frankreich kommend, etwas völlig Neues, dass jemand den man ansonsten kaum kennt, sein Versprechen einlöst.“

Momentan verhandelt Leko mit Schons und zwei anderen Baurägern darüber, ihnen die Exklusivrechte für die Leko-Technologie in Luxemburg zu geben, die einen wollen sich auf Wohn-, die anderen auf Bürogebäude konzentrieren, die bis zu acht Stockwerke hoch werden können. Zwar ist die Konstruktion mit Leko-Elementen aus Holz 15 Prozent teurer als die herkömmliche Bauweise mit Ziegeln und Beton, erklärt Cordier. Doch im Schnitt könnten durch die dünneren Wände bei gleicher Energieklasse sechs Prozent Wohnfläche gewonnen werden. Bei einem durchschnittlichen Quadratmeterpreis von über 6 000 Euro geht es dabei für Luxemburger Bauräger um viel Geld. Umso mehr, da die Montage schneller verläuft, die Wohnungen also schneller verkauft oder vermietet werden können. „Zwei Monate weniger Bauzeit sind zwei Monate Miete. Bei einem Mehrfamilienhausprojekt von 30 Wohnungen entspricht das 60 Monatsmieten“, rechnet Cordier vor, er hat das Bauräger-Einmaleins gelernt.

Seine Firma Leko, die von Neobuild in Düdelingen nach Foetz umgezogen ist, um in Produktion gehen zu können, ist ein Start-up, wie es sich Beamte für Wirtschaftsförderung nur wünschen können. Sie hat nicht nur eigene Technologie entwickelt und sie patentieren lassen. Sie stellt ein konkretes Produkt her, keine Software, die in wenigen Monaten

von einer anderen überholt ist. Die Gründer haben schon mehr als eine Realitätsprüfung überstanden, und trotzdem gibt es die Firma noch. Die Firma befindet sich an der Schnittstelle von Handwerk und Digitalwirtschaft. Um die Produktion steigern zu können, lässt Leko einen Produktionsroboter entwickeln, der später, wenn ins Ausland expandiert wird – der Leko-Bau lohnt sich ab einem Quadratmeterpreis für Wohnfläche von 2 500 Euro –, an anderen Standorten eingesetzt werden kann, um jeweils den lokalen Markt zu bedienen. Die Firma nutzt ein natürliches Abfallprodukt, das erst aufgewertet wird und danach recycelt werden kann. Ihr Produkt trägt zur Energiewende bei, auch weil die Häuser nachher nicht beheizt werden müssen.

Jeremy Rifkin wäre stolz, dabei hat Leko, abgesehen von der Unterbringung im Technoport, bisher keinen Euro Luxemburger Wirtschaftsförderung erhalten. Derzeit absolviert das Start-up eine Finanzierungsrunde für 2,4 Millionen Euro. Ein Drittel davon werden angelsächsische Investoren aufbringen, die zwei restlichen Drittel über Bankkredite aufgenommen werden, jeweils mit einer Garantie von der EU und einer von der Mutualité des PME ausgestattet. Andere Faktoren sind ebenso wichtig wie Fördergelder, erklärt Cordier, auf die im Bau übliche zehnjährige Nachhaftung angesprochen. In Frankreich und anderen Ländern müsste das Produkt erst vollständig zertifiziert sein, bevor es auf den Markt darf. „Da wären wir jetzt blockiert. In Luxemburg ist das anders geregelt. Sie sind freier zu tun, was Sie wollen, allerdings übernehmen Sie dann selbst die Haftung.“ Zwei Mitarbeiter von Leko sind derzeit damit beschäftigt, die Berechnungsmethoden, den Herstellungsprozess, Eigenschaften und Belastbarkeit der Leko-Produkte in Bezug auf Mechanik, Dämmung, Feuchtigkeit, Akustik, Seismik und Feuerschutznormen zusammen mit der belgischen Zertifizierungsgesellschaft Seco und dem Testlabor CSTC zu prüfen. Im Labor, zeigen die Werbevideos, geht es dabei in etwa zu wie im Belastungstest für Ikea-Sessel.

Bis zu 10 000 Quadratmeter Leko-Wände können derzeit in Foetz produziert werden. Der Produktionsroboter wird notwendig werden, weil sich Stugalux und Partner engagiert wollen, Ware für den Bau von rund 500 Wohnungen jährlich abzunehmen. Bei einer Durchschnittswohnfläche von 90 Quadratmetern entspreche das 150 000 Quadratmetern Leko-Elementen. Für das Modellhaus in Sandweiler werden 700 gebraucht, in 70 verschiedenen Einzelteilen, alle nach Maß angefertigt. Für die Demonstrationswand bei Neobuild wurden bisher 50 Quadratmeter hergestellt. In zehn Jahren, so Cordiers Traum, wenn alles vollautomatisiert ist und der künstlich intelligente Roboter die Produktion übernimmt, soll es möglich sein binnen 24 Stunden ab Architektenplänen eine neue Wohnung fertig zu montieren. Ganz aufgegeben hat er den Traum von der Revolution im Bauwesen also doch nicht.



Büros von Leko Labs in Foetz, Firmengründer François Cordier



Interview avec le philosophe Michel Feher

Les investisseurs et les investis

Questions : Jean-Sébastien Zippert

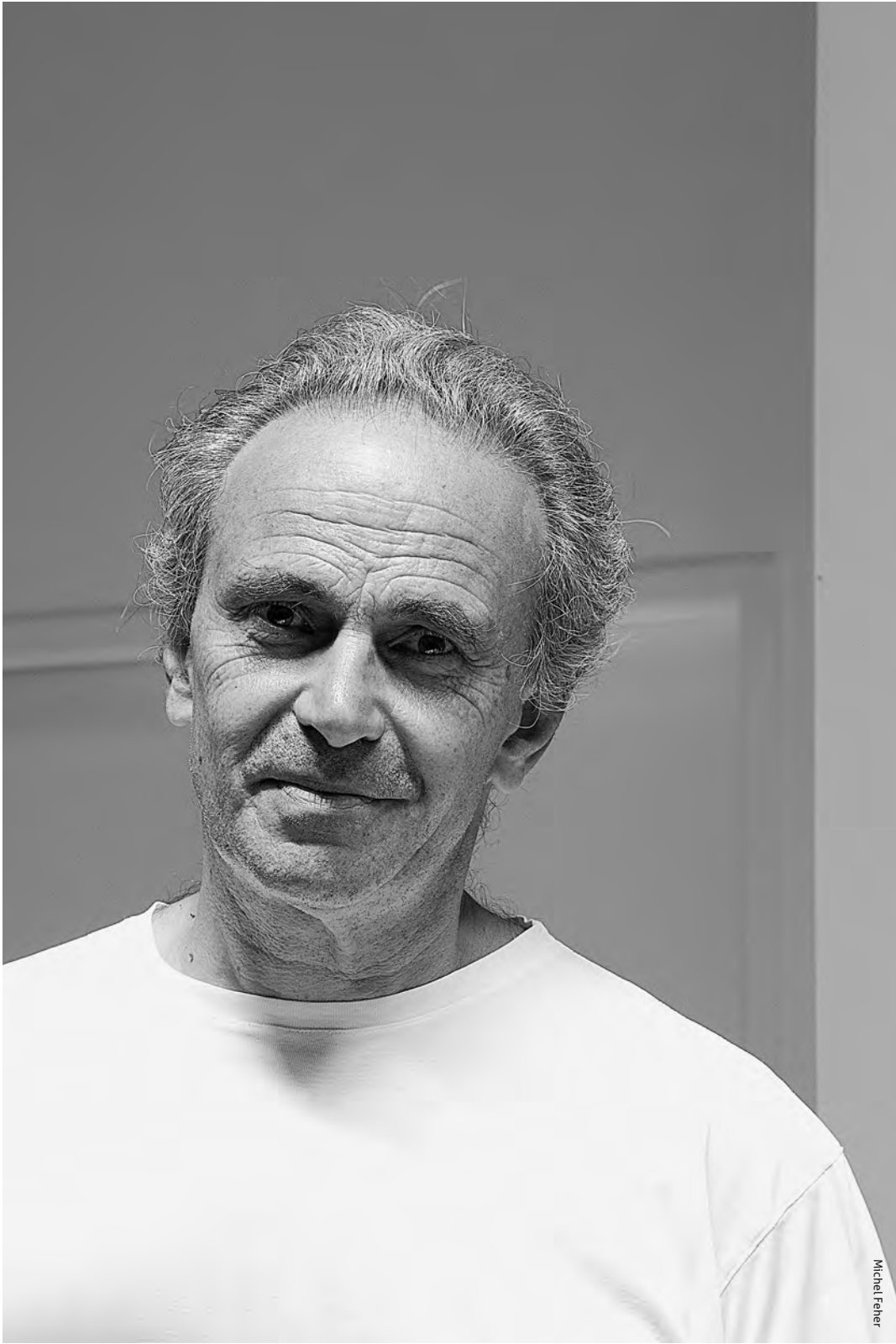
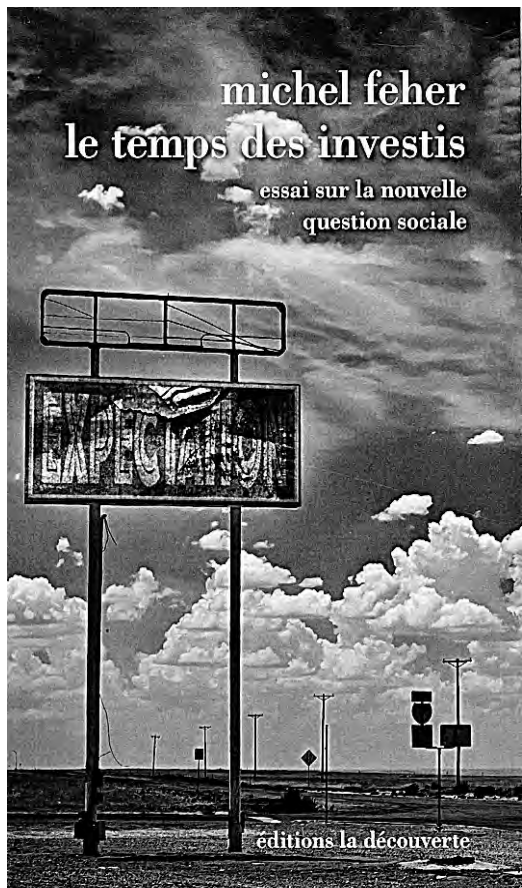
Il est plutôt rare que les marchés financiers fassent l'objet d'une analyse critique venant d'autres disciplines que de l'économie. C'est pourquoi *Le temps des investis*, le dernier ouvrage du philosophe Michel Feher (La Découverte, 2017), est particulièrement bienvenu. Allant plus loin que le simple constat de la domination de l'industrie financière, le livre apporte un éclairage nouveau sur les stratégies à mettre en œuvre par les acteurs de la société civile pour la combattre.

Jean-Sébastien Zippert : *Pourquoi pensez-vous que les militants en faveur du progrès social, de l'écologie ou des droits humains devraient placer les marchés financiers au centre et de leurs analyses et interpellations ?*

Michel Feher : Rappelons d'abord que la critique de la finance n'est pas nouvelle – elle remonte au moins jusqu'au scandale des « junk bonds » dans les années 1980 – et qu'elle est même devenue centrale suite à la chute de Lehman Brothers. Les appels à réguler les institutions financières ont alors fusé de toutes parts – souvenons-nous des campagnes de Barack Obama en 2008 et de François Hollande en 2012 – tandis que des mouvements sociaux tels qu'Occupy Wall Street et les Indigné-e-s en Europe ont fait des banques leur cible privilégiée. Il reste toutefois à comprendre comment le déplacement du centre de gravité du capitalisme des firmes transnationales vers les marchés financiers affecte les luttes sociales.

La critique marxiste, fondée sur l'analyse du capitalisme industriel, traite du conflit entre employeurs et employés : les premiers exploitent les seconds en leur payant un salaire qui correspond au prix de leur force de travail sur le marché de l'emploi et non à la valeur créée par leur labeur. Si l'exploitation n'a certes pas diminué, la financiarisation du capitalisme impose de se pencher sur une autre relation conflictuelle : celle entre les investisseurs et ce que j'appelle les investis, c'est-à-dire des projets en quête d'investissements – entreprises, États ou individus. Alors que l'employeur parvient à capter une partie de la valeur produite par les travailleurs, le pouvoir de l'investisseur réside dans l'évaluation et la sélection de ce qui mérite d'être produit. Avec la financiarisation du capitalisme, l'enjeu des luttes se déplace donc de l'extraction du profit vers l'attribution du crédit.

Ainsi en va-t-il notamment de la gouvernance d'entreprise dont l'objectif est désormais la création de valeur pour l'actionnaire, soit le soutien du prix de l'action, et non l'accumulation de revenus commerciaux. Or, cette nouvelle priorité modifie la définition de la « lutte des classes » au sein de l'entreprise : à l'antagonisme du travail et du capital se substitue un conflit entre les investisseurs qui bénéficient de la valorisation de l'action et les parties prenantes qui en font les frais, soit l'ensemble des acteurs qui sont affectés par l'activité de la firme mais n'en possèdent aucune part : les salariés mais aussi les consommateurs, la population dont l'environnement va être impacté par l'entreprise, les contribuables qui financent les infrastructures dont elle use...



Michel Feher

Le pouvoir de l'investisseur réside dans la sélection de ce qui mérite d'être produit. Avec la financiarisation du capitalisme, l'enjeu des luttes se déplace donc de l'extraction du profit vers l'attribution du crédit

Dans ce nouveau contexte, il importe de favoriser, sinon l'émergence d'une conscience de classe des parties prenantes, du moins la résonance des luttes et expertises spécifiques des syndicats, ONG, associations de consommateurs autour du tort commun que constitue une gouvernance axée sur la poursuite de la valeur actionnariale. J'ajouterai que la responsabilité sociale de l'entreprise, dont les firmes assujetties aux pouvoirs des investisseurs se parent volontiers pour se donner une image vertueuse, doit, pour cette raison même, être saisie par les mouvements de parties prenantes comme levier d'action sur le crédit des entreprises.

Mais justement : Quand les ONG essayent d'intervenir dans l'espace public avec des campagnes de boycott ou de « name and shame » ou sur le terrain législatif avec une bataille de lobbies à Bruxelles ou Washington, nous savons que le match est largement déséquilibré...

Jusqu'à une période récente, les campagnes de type boycott ou « name and shame » se fixaient

pour seuls objectifs de mobiliser les consommateurs et d'interpeler les pouvoirs publics. Or, on sait qu'il est aussi difficile de demander aux premiers de sacrifier longtemps leurs intérêts économiques que d'inciter les seconds à compromettre la compétitivité de leur territoire. En revanche, les campagnes de discrédit deviennent plus efficaces dès lors qu'elles prennent pour objet principal la nervosité structurelle des investisseurs. Autrement dit, il s'agit moins d'en appeler au public ou aux autorités que d'amener les brasseurs de liquidités à spéculer sur le possible impact d'un boycott ou d'un lancement d'alerte sur la valeur boursière d'une entreprise dont ils détiennent des parts.

La campagne de désinvestissement menée contre le Dakota Access Pipeline, à Standing Rock, aux États-Unis, est éclairante à cet égard. Les Sioux et les écologistes qui s'opposent à la construction de cet oléoduc ont mené trois types d'actions. Ils ont occupé le site, pour bloquer la construction du pipeline, ils ont intenté des actions en justice et ont fait pression sur les investisseurs. Efficace jusqu'à l'élection de Donald Trump, l'occupation a ensuite été violemment réprimée par la police. Les procès se sont largement soldés par des échecs. En revanche, la campagne de désinvestissement connaît un succès remarquable, précisément parce qu'elle joue sur les risques d'investir dans un projet entaché d'une réputation déplorable. Ainsi, le fonds souverain norvégien, initialement très impliqué, s'est retiré du projet, tandis que la mairie de Seattle, sous la pression des militants, a rompu plusieurs contrats avec des bailleurs de fonds impliqués dans le financement de l'oléoduc.

Lors de l'essor du capitalisme industriel, les syndicats ouvriers ont modelé leur action sur celle des cartels patronaux : comme ces derniers, ils ont formé des ententes pour soutenir le prix et les conditions d'utilisation de la marchandise dont leurs membres faisaient commerce, à savoir la force de travail. Or, pour concurrencer l'aptitude des investisseurs à décider du crédit dont un projet doit bénéficier, ce n'est plus le cartel mais bien

l'agence de notation qui constitue le dispositif le plus adapté à une appropriation militante. Parce qu'elle a précisément pour fonction d'accréditer et de discréditer des institutions, mais aussi parce que son mode opératoire est de nature à favoriser la convergence des contre-expertises sociales, environnementales, sanitaires et éthiques. J'ajouterais que la vocation de ces agences de notation alternatives n'est pas seulement de spéculer contre les projets nocifs mais aussi de favoriser l'appré-

ciation de projets alternatifs, visant le plein emploi, le passage à une économie décarbonnée, la justice sociale et fiscale, etc. C'est en cela qu'« une autre spéculation est possible » peut devenir un mot d'ordre d'actualité.

Jean-Sébastien Zippert est coordinateur d'Etika. L'interview a été réalisée le 30 mars 2018. Michel Feher sera présent pour une conférence le mardi 17 avril à 12h15 à l'Altrimenti à Luxembourg. Plus d'informations sur www.etika.lu

Chronique Internet

Un élu peut-il bloquer qui il veut sur les réseaux sociaux ?

Jean Lasar

Les hommes politiques peuvent-ils effacer comme bon leur semble les commentaires critiques sur les pages qu'ils entretiennent sur les réseaux sociaux ? Ont-ils le droit de bloquer des citoyens qui publient des opinions qui leur déplaisent ? Un accord extra-judiciaire annoncé cette semaine dans l'État de Maryland montre que ce n'est pas le cas, du moins aux États-Unis. Aux termes de cet accord, ce gouverneur républicain, Larry Hogan, devra à l'avenir se montrer plus tolérant envers les voix critiques sur les réseaux sociaux – l'accord porte sur *Facebook*, *Twitter*, *Snapchat* et *YouTube*. L'accord précise que le gouverneur ne pourra pas discriminer les commentaires en fonction du point de vue qu'ils expriment, et qu'il devra autoriser sur sa page *Facebook* tout commentaire portant sur un sujet qu'il a déjà abordé. L'accord prévoit aussi la création d'une seconde page sur laquelle les citoyens pourront aborder des thèmes dont ils souhaitent débattre et la mise en place d'une procédure d'appel lorsqu'ils estiment avoir été censurés de manière indue. En outre, l'État de Maryland devra payer 65 000 dollars aux plaignants.

Le Knight Institute fait valoir que le compte @realDonaldTrump est un espace public au sens du Premier amendement

En août dernier, quatre résidents de cet État, appuyés par le chapitre local de l'American Civil Liberties Union (ACLU), avaient porté plainte contre Larry Hogan au nom du Premier amendement de la Constitution, qui protège la liberté de parole. Ces résidents avaient constaté que des *posts* critiques qu'ils avaient publiés sur la page *Facebook* du gouverneur avaient été effacés. Dans certains cas, ils avaient ensuite été bloqués par le gouverneur ou ses services. Bien que seules quatre personnes aient porté plainte, il y avait selon l'ACLU plusieurs centaines de résidents dont les commentaires avaient été supprimés ou qui avaient eux-mêmes été bloqués parce que les opinions qu'ils exprimaient déplaisaient au gouverneur ou à ses collaborateurs.

L'ACLU précise que cette affaire est l'une de plusieurs contre des élus qui essaient de faire taire leurs administrés sur les réseaux sociaux, et mentionne en particulier une plainte introduite en août 2017 par le Knight First Amendment Institute de l'Université de Columbia et sept personnes concernant l'habitude qu'a le président Trump de bloquer sur *Twitter* des utilisateurs. Dans cette affaire, le Knight Institute fait valoir que le compte *@realDonaldTrump* est un espace public au sens du Premier amendement, et que dès lors la Maison Blanche ne peut pas empêcher des citoyens d'y avoir accès sans contrevenir au droit des citoyens d'exprimer leurs griefs à l'égard de leur gouvernement. L'absence de ces voix critiques viole aussi les droits de ceux qui n'ont pas été bloqués, fait valoir la plainte, dès lors qu'elle les fait participer à un forum d'où des voix critiques ont été purgées. Un des plaignants, Philip Cohen, un professeur d'université du Maryland, se dit « inquiet que le président puisse créer un espace sur *Twitter*, où il y a des millions de personnes, qu'il peut manipuler pour donner l'impression qu'il y a davantage de gens qui sont d'accord avec lui que dans la réalité ».

Cette affaire n'a pas encore été jugée. La Maison Blanche s'est moquée de cette plainte, faisant valoir que *Twitter* est un site web privé offrant comme l'une de ses fonctionnalités de base pour chaque utilisateur la possibilité de bloquer les *posts* d'autres participants. L'accord intervenu dans le Maryland suggère qu'elle n'est pas gagnée d'avance pour l'occupant de la Maison Blanche, auquel il est par ailleurs reproché d'être souvent contrevenu aux conditions d'utilisation du réseau de *microblogging*, notamment en incitant à la haine raciale. Une juge new-yorkaise a suggéré que dans cette affaire, une solution serait que le président accepte de mettre en « mute » (sourdine) les utilisateurs de *Twitter* qui lui déplaisent plutôt que de les bloquer, faute de quoi elle serait amenée à trancher cette affaire sous peu, a rapporté le mois dernier *Associated Press*.

josée hansen

Pour les riverains, le plus gros devrait être passé : le week-end dernier, l'Administration des Ponts & chaussées posait, durant trois nuits, les conduites d'eau et de gaz. Elle profitait ainsi des trous creusés pour l'aménagement de la place de l'Étoile pour accueillir le tram à partir de la fin du printemps, et, en parallèle, un nouveau point d'échange tram/bus, toutes les lignes entrant dans la ville à partir de l'Ouest ayant alors leur terminus ici. Les riverains, regroupés dans un collectif « des résidents aux alentours » en ont ras la casquette des nuisances des chantiers, estimant que ces travaux ne seraient pas si indispensables que cela, ne justifieraient certainement pas des travaux nocturnes, car ne résultant que « d'une simple et logique politique des transports » (lettre du 15 mars à la direction des P&Ch). « Ne rendez donc pas l'ordinaire extraordinaire et gardons les pieds sur terre », écrit leur porte-parole Jo Wagener, estimant qu'il n'y a pas de raison objective pour que ces travaux empêchent tout le voisinage de dormir. Mais peut-être que la situation si *extraordinaire* est qu'il se passe enfin quelque chose sur cette place à l'abandon depuis presque cinquante ans.

« Quant à l'urbanisation de la place de l'Étoile, le Conseil échevinal entreprendra de nouveaux efforts pour la voir se réaliser », promet la nouvelle

C'est probablement ce qui choque le plus place de l'Étoile : cette arrogance des spéculateurs fonciers de faire un doigt d'honneur à la collectivité, de soustraire du terrain à une utilisation judicieuse et sensée

majorité politique DP/CSV de la capitale, sortie des urnes en octobre 2017, dans son programme, comme le promirent toutes ses prédécesseurs. En cinquante ans de projets d'aménagement, de concours d'architecture et de promesses politiques et trente ans de marchandages et de batailles judiciaires pour les terrains, de travaux de démolition et de départs des derniers résistants à son urbanisation radicale, ces quelques hectares de terrain à l'entrée de la ville se sont transformés en symbole de l'échec de la politique urbanistique au Luxembourg : là où le terrain vaut de l'or, les spéculateurs décident et la politique est impuissante. En 2016, Adia, l'Abu Dhabi Investment Authority, réputée être le plus important fonds souverain du monde, a acquis deux hectares de terrain de John Jones, un homme d'affaires anglais, qui agissait pour des investisseurs qataris. Adia est le fonds qui a également acheté le Royal Hamilius. Des experts de l'immobilier d'Inowai estiment à 135 millions d'euros la valeur de la transaction place de l'Étoile. Adia est présidée par le cheikh Khalifa ben Zayed Al Nahyane lui-même, émir d'Abu Dhabi et président des Émirats arabes unis. Plaçant les revenus du pétrole, le but d'Adia est, selon sa propre description sur son site internet, d'investir prudemment « with focus on long-

term value creation ». Face à eux, même l'infatigable commerçant Willy Hein a cédé : il vient de leur vendre les derniers lopins qui étaient encore en sa possession. En théorie, puisque les terrains sont désormais regroupés, il pourrait donc se passer quelque chose, le dernier projet, avalisé par les PAP (plans d'aménagements particuliers) de la Ville il y a huit ans et le PAG (Plan d'aménagement général, où la place est classée zone mixte) de 2017, pourrait donc démarrer. En théorie seulement, car en pratique, Adia vient de faire savoir à la Ville que ces plans ne lui plaisaient pas, qu'elle allait donc en développer d'autres – on est donc reparti pour des années de planifications et de procédures d'autorisations.

« The *terrain vague* continues to resist all straightforward definition, because its semantic emptiness turns out to have less to do with an absence of codes than with a multiple presence of codes that are superimposed, that clash, or even destroy each other », écrit Kristian Borret dans « The 'Void' as a productive concept for urban public space » (*The urban condition : Space, community and self in the contemporary metropolis*, 010 Publishers, Rotterdam, 1999). Il voit même, dans l'identité changeante de la friche, du

terrain vague, un parallèle à l'indéfinition de l'identité individuelle en ce début du XXI^e siècle. Cette polysémie aurait, écrit-il, « a liberating potential, a possibility of moving beyond established social values ». Lorsque Sharam Agajaani, l'architecte qui construira le pavillon luxembourgeois à Dubaï, était encore un jeune rebelle critique, lorsqu'il ne tutoya pas encore le pouvoir politico-économique, il avait publié, en 2010, un texte sur « la poche de vide urbain » qu'est la place de l'Étoile (*Carnet d'opinion* n° 4, 2010) : il y voyait un risque de dérive dans l'urbanisme, permettant « le développement d'enclaves privatisées ». Et de regretter que « la Ville est aujourd'hui au centre d'une spéculation foncière qui a l'air de convenir à tous ». C'était il y a presque dix ans, et le phénomène s'est encore amplifié depuis.

La place de l'Étoile est un endroit étrange, parce qu'il s'agit d'un des carrefours les plus importants permettant aux habitants de l'Ouest et du Nord d'entrer en ville ou de la traverser – et aux autres de la quitter. Or, au sud de la route d'Arlon et dans le triangle entre la route d'Arlon et la rue de Rollingrgrund, les terrains sont en friche. Mais ils ne sont pas laissés à l'abandon comme d'autres endroits désaffectés, où des utilisations spontanées s'inventent au

jour le jour : ils sont soignés, l'herbe est régulièrement coupée et, surtout, ils sont délimités par des clôtures impeccables. Ce qui signifie au passant que non, ce n'est pas un espace public. L'absence d'une utilisation quelconque ne permet pas d'imaginer des destinations communautaires, impossible d'y improviser un pic-nic urbain ou d'y installer quelque *food-truc* ou même des installations artistiques. Le propriétaire dit bien : c'est à moi, ouste ! Et c'est probablement ce qui choque le plus : cette arrogance des spéculateurs fonciers de faire un doigt d'honneur à la collectivité, de soustraire du terrain à une utilisation judicieuse et sensée. Surtout dans une ville qui manque si cruellement de terrains constructibles. Les riverains qui bordent la place ont vue sur un terrain vague – en ce moment sur un chantier –, et ignorent toujours ce qui les attend. Depuis des décennies.

Pour cette raison, l'arrivée du tram à l'Est de la place, descendant du Limpertsberg, peut être une aubaine : même si la station sera très baroque, même si ce sera le chaos encore durant quelques mois, au moins, c'est une récupération d'une partie de cet espace pour une utilisation publique. Comme un retour de la *polis*, au détriment du seul fric.



Die kleine Zeitzeugin

Die gute Kaffeefee

Michèle Thoma

Jetzt hat es auch dich getroffen, du edelste Bohne unter der Sonne und unter dem Mond und unter dem Halbmond. Jetzt hast auch du es auf die schwarze Liste geschafft, zumindest in deiner gerösteten Variante. Ein Verdacht steht im Weltraum, du könntest unser Kleben drastisch verkürzen. Könntest. U.U.. Eventuell. Es ist nämlich nicht bewiesen, dass du es nicht könntest. Diesen Unschuldsnachweis musst du erbringen, so fordert es die kalifornische Justiz von dir.

Denn wie so vieles, was erregend ist, könntest du Krebs erregen. Deswegen soll auf den Pappkübeln von Starbucks in Bälde ein Warnhinweis kleben, der die, die dich lieben, über die Gefahr informiert, in die sie sich begeben, wenn sie sich mit dir einlassen.

Als wäre Liebe je ungefährlich! Bei jedem Date wird bald ein Warnsignal aufblitzen: Achtung, Ihr Herz könnte brechen!

Kaffeetrinker nehmen, wie wir jetzt lernen, Acrylamid zu sich. Was nichts besonders Besonderes ist, das tut bratende, backende Menschheit seit Jahr und Tag, seit Jahrtausenden. Aber jetzt soll sie es bitte nur noch im vollen Bewusstsein ihres lasterhaften Risikoverhaltens tun, so sadistisch ist die kalifornische Justiz.

Wie viele Dichterinnen gibt es, in deren Adern nicht altmodische Tinte, sondern lebendiger Kaffee fließt?

Risikoverhalten? Jeder Sonnenstrahl erregt den Krebs, Küssen und Liebe auch, Nicht-Lieben noch viel mehr. Und vielleicht sollten die kalifornischen Kaffee-Hunter mal eine über drei Jahrzehnte laufende, 2015 von der Harvard Universität veröffentlichte Studie zu sich nehmen. Danach sind Kaffeetrinker_innen weniger fett, die DNA wird praktischerweise auch gleich instand gehalten, die meisten Krebse kriegen sie nicht und sie leben länger. Und auch für ältere Dramen gibt es gute News. Trotz hoher Dosen bleiben sie knochendicht, also relativ. Kein Wunder, alles schwarze Magie.

Zur wichtigen Leber ist der Kaffee auch sehr nett und damit das perfekte Zweitgetränk für Weinliebhaber. Wasser, Wein und Kaffee, sowieso die große heilige Dreifaltigkeit! Gesegnet der Blutgruppenguru, nach dessen Lehre der Zeitzeugin exklusiv Rotwein, Wasser und Kaffee als Getränke verordnet wurden. Und die Pendlerin, die nachdem der in Kaffee getauchte Pendel über ihrem Schädel ausflipped, den Kaffee zu ihrem Lebenselixier ernannte.

Was wären wir denn ohne dich, holde Bohne mit Scharf, die die Türken uns neben Kanonenkugeln und Croissants mitbrachten? Barbar_innen, damit beschäftigt, stumpfsinnig Chikoree und Gerste zu verkohlen. Wer würde uns gerade richtig aufputschen, uns inspirieren? Und wie viele Dichterinnen gibt es, in deren Adern nicht altmodische Tinte, sondern lebendiger Kaffee fließt? Die assistiert von der Kaffeefee, der verlässlichsten Muse, ihre Tragödien verfassen? Balzac z.B. nahm täglich, nächtlich 50 Tassen zu sich. OK, schlechtes Beispiel, er wurde knappe 51.

In den Wiener Kaffeehäusern, ehrerbietig und liebend nach dir benannt und immer noch Rückzuggebiete für Zeitungs- und Kaffeesüchtige, bald vermutlich verpönt als Lasterhöhlen, kann man sich durch alle möglichen von der Kaffeefee inspirierten Eingebungen schlürfen.

Der sorgfältig zelebrierte Kaffeegenuss in Bosnien oder der Türkei, der knappe, scharfe italienische Espresso, das ätzend-bittere Gebräu, das in deutschen Landen unter dem Namen Kännische das Urvertrauen unbedarft Reisender für immer zerstört. Um dann bei den tristen Alu-Kapseln zu enden, beim erbärmlichen Kaffeearomaten, der jeden Haushalt, der auf sich hält, dominiert. Zu dem jeder Single pilgert, in diesen Kaffeearomatenfamilien ist jeder ein Kaffee-Single, um sein Kaffee-Event autistisch autark durchzuziehen. Diese Auswahl! Dieses Programm! Entscheide dich, unterscheide dich! Gut, Kaffeemüllerin als Tag- und Nachtjob muss nicht sein, Kaffeemaschinistin ist schon ok., aber warum scharf sich der Clan nicht mehr um die freundliche Kanne, die für alle da ist? Warum muss jeder auf den anstrengenden Ego-Kaffee trip?

Vielleicht klebt wirklich bald auf den Pappkübeln des ausbeuterischen Kaffee-Imperiums Starbucks ein abschreckendes Foto mit verleumderischem Text.

Das sollte uns nicht die Bohne kümmern.

Wer will noch eine Tasse?



Auf den Pappkübeln von Starbucks soll in Bälde ein Warnhinweis kleben

Karawanserei

Keine Nachricht

In Sharjah lernte ich einen Lyriker kennen, der seine Gedichte „elastisch“ nannte. „Elastic“, sagte er. Wir mussten uns auf Englisch unterhalten. Ich fragte ihn, was man sich unter „elastischen Gedichten“ vorzustellen habe. Er lächelte verlegen. Er überreichte mir sein Visitenkärtchen. Es war mit einem in Gold gedruckten Wappen versehen und wies Amin Elshahat Amin, so hieß der Dichter, als „Cultural Coordinator“ aus.

Wir saßen uns in seinem Büro im „Poetry House“ von Sharjah gegenüber. Die wenigsten werden jemals von diesem arabischen Emirats gehört haben. Aber von hier aus sind es nur wenige Kilometer bis nach Dubai. Abu Dhabi liegt noch einmal 100 Kilometer weiter südlich.

Sharjah ist als Literaturstadt bekannt. Es gibt dort zahlreiche Buchhandlungen, Bibliotheken, Monumente von Schriftstellern, regelmäßige literarische Veranstaltungen. Sowie besagtes Haus der Poesie, um dessen Programm Amin sich kümmert. Einmal im Jahr findet sogar ein internationales Poesiefestival statt. Dazu werden auch Dichter aus Europa eingeladen. Manche nehmen

diese Einladung sogar an, wenn sie mit der großen Hitze in den Golfstaaten umzugehen wissen.

Amin glaubt, dass man seine Gedichte ausdehnen, ausbreiten kann. „To spread“, sagte er, und mir fällt keine bessere Übersetzung ein. Manchmal, so behauptete Amin, ziehe er seine Verse um mehrere Ecken, einzelne Metaphern von einem Stockwerk zum nächsten, sogar um einen menschlichen Körper würden sie sich wickeln lassen, nur bei Tieren sei das schwieriger. Und genau das, diese Verfügbarkeit, mache die Magie seiner „elastischen“ Werke aus, ihre Einmaligkeit, sagte Amin. Genau in diesem Punkt würden sie sich von den Werken unterscheiden, die in Europa und Amerika verfasst werden.

Ich wusste mein Erstaunen nicht zu verbergen. Leider konnte Amin mir nur die arabischen Originalversionen seiner Lyrik zeigen. Das half keinem von uns weiter. Aber bald, so Amin, würden die ersten englischen Übersetzungen vorliegen, dann könnte ich mir ein genaueres Bild von seiner Arbeit machen.

Auf dem Wappen des Visitenkärtchens war, wie ich erst nach der Abreise aus Sharjah feststellte, eine stilisierte Stechpalme abgebildet, eingerahmt von zwei Fahnenstangen und wild im Wind wehenden Stoffbahnen. Und selbstverständlich stand dort auch Amins Mailadresse. Wenige Tage später schickte ich ihm eine kurze Nachricht. Bis heute habe ich keine Antwort erhalten. hr.



Idealer Ort zum Dichten? Im Hof des „Poetry House“ von Sharjah

Zu Gast

„Klare, sozialpolitische Kante zeigen“

Yves Cruchten

In der vergangenen Legislaturperiode waren die Sozialisten die treibende Kraft in der Regierung und haben zahlreiche „heiße Eisen“ angepackt, die seit Jahrzehnten in den Schubladen einiger Ministerien verknümmert: so zum Beispiel die Reformen der Gemeindefinanzen, des Rettungswesens, der Neugestaltung der Verhältnisse zwischen Staat und Glaubensgemeinschaften. Aber auch die Steuerreform und die zahlreichen familienpolitischen Maßnahmen tragen klar die sozialistische Handschrift. Luxemburg geht es heute besser als vor fünf Jahren: die Wirtschaft hat sich erholt, die Arbeitslosigkeit sinkt kontinuierlich, die Staatsfinanzen sind wieder im Lot und bedeutende Investitionen wurden getätigt in neue Schulen, neue Straßen und in die öffentlichen Verkehrsmittel.

Diese positive Bilanz ist den drei Regierungsparteien aber nicht in den Schoß gefallen, wie einzelne Oppositionspolitiker immer wieder behaupten. All dies ist das Ergebnis von Fleißarbeit, politischer Courage und dem unbedingten Willen, unser Land nach vorne zu bringen.

Die nächsten Wahlen stehen vor der Tür und die LSAP kann auf eine erfolgreiche Regierungsbeteiligung zurückblicken. Dennoch stehen wir auch morgen noch vor großen Herausforderungen: Die Schere zwischen arm und reich muss geschlossen werden durch eine gerechtere Umverteilung des geschaffenen Reichtums. Die negativen Folgen des Wachstums auf unsere Mobilität und auf die Wohnpreise müssen wir in den Griff bekommen. Unsere Umwelt und unser Klima müssen

geschützt werden. Unsere Gesellschaft und unsere Wirtschaft müssen auf die Digitalisierung vorbereitet und die Arbeitnehmer vor prekären Arbeitsverhältnissen und Ausbeutung geschützt werden. Auch unsere Schulen müssen sich weiter entwickeln, um unseren Kindern die bestmögliche Bildung zuteilwerden zu lassen.

Es bleibt demnach noch viel zu tun für die Sozialisten.

In den letzten Wochen hat die LSAP ihre Kandidatinnen und Kandidaten für die anstehenden Parlamentswahlen bestimmt. So wurden in den vier Wahlbezirken 25 Frauen und 35 Männer nominiert, gut die Hälfte der Kandidaten treten ein erstes Mal bei nationalen Wahlen an. Somit haben wir unsere eigenen Vorgaben mehr als erfüllt: die Listen stellen eine klare Verjüngung und Erneuerung der LSAP dar, und der Frauenanteil übertrifft erstmals die 40-Prozent-Marke.

Zeitgleich wird in den Arbeitsgruppen der Partei intensiv am Wahlprogramm gefeilt, ein Programm, das – so der Wunsch der Parteileitung – eine deutliche sozialistische Handschrift tragen soll und klare Positionen beziehen muss. Obwohl das endgültige Programm erst im Sommer verabschiedet wird, zeichnen sich bereits jetzt einige Kernforderungen und rote Linien ab, die für die LSAP unabdingbar sind:

Die LSAP verspricht ihren Wählern eine substanzielle Erhöhung des gesetzlichen Mindestlohns.

Yves Cruchten ist Abgeordneter und LSAP-Generalsekretär

Dieser soll bereits ab dem 1. Januar 2019 um 100 Euro netto steigen.

Auch wird die LSAP sich dafür einsetzen, dass der sogenannte „Tiers payant généralisé“ im Gesundheitswesen eingeführt wird.

Weitere Forderungen der Sozialisten sind die Indexierung des Kindergeldes und eine Entlastung der Steuerklasse 1A, insbesondere der Alleinerziehenden.

Auch in der Rentenfrage bezieht die LSAP, im Gegensatz zu anderen Parteien, eine klare Position: Die Renten und Pensionen werden nicht angetastet!

Die LSAP wird mit einem resolut sozialpolitischen und fortschrittlichen Profil in die nächsten Wahlen ziehen, und wird sich nicht scheuen, klare Kante zu zeigen und konkrete Antworten auf die wichtigen Zukunftsfragen zu geben. Die LSAP ist und bleibt die treibende Kraft in Luxemburgs Politik.

Ungleichheiten im Presse- und Bibliothekswesen Luxemburgs

Demokratisches Schutzbedürfnis

Jean-Marie Reding

„This is not America“, so ein berühmter David-Bowie-Songtitel. Und doch wächst in Europa auf manchen Gebieten der US-amerikanische Einfluss. So gibt es zum Beispiel in unserem südlichen Nachbarland erste Anzeichen dafür, dass „besorgte“ Eltern, Großeltern oder bestimmte Gruppen öffentliche Medien auf Träger von Gemeindebibliotheken hetzen – weil dort für Kinder „ungeeignete“ Bücher angeboten würde. In den USA traf es sogar einmal das von den Vereinten Nationen unterstützte Buch *For every child, a better world / by Kermit the Frog* (1993). Die Begründung: Zu viele Informationen über Kinderarmut würden dem Kindeswohl schaden.

US-amerikanische Bibliothekare antworten auf solche Provokationen mit „banned books weeks“. Dort wird solchen Anstoß erregenden „bösen“ Büchern regelmäßig ein besonderes Schaufenster geboten, Medienaufmerksamkeit ebenfalls. Die Wirkung der jährlichen Skandalbücherschaustellungen auf die Ausleihstatistik ist positiv. Bibliotheken in den USA, darunter vor allem die zahlreichen *public libraries*, verstehen sich als Garanten eines Informationspluralismus und damit als Horte einer wohl funktionierenden Demokratie. Die dortigen Bibliothekare stellen sich gerne als Informationen zusammentragende Vettern der Journalisten vor.

Verwandtschaftsverhältnisse

Eine gewisse Verwandtschaft kann nicht geleugnet werden: Journalisten sind nebenbei oft Sachbuch- oder Romanautoren. Zwangsläufig begegnen sich Produktion (Verfasser) und Verbreitung (Buchhandel und Bibliothekswesen) im breiten Buchwesensbereich nicht nur häufig, sondern sind auch aufeinander angewiesen.



Journalisten und Bibliothekare treten gerne als Wachhunde der Demokratie auf

Journalisten und ihre (zu) stillen Komplizen, die Bibliothekare, treten gerne als Wachhunde der Demokratie auf. Beide mögen autoritäre politische Systeme nicht besonders. Denn diese mischen sich nur zu gerne in ihre tägliche aufklärerische Arbeit ein. Der große Unterschied: Medien können Regierungen stürzen, Bibliotheken nicht. Staatliche schon gar nicht.

Meinungsbildung gehört bei beiden Berufsgruppen zum Kerngeschäft, wobei die Lautstärke der einen größer und extrovertierter erscheint. Aktuelle und verlässliche Information aber bieten beide. Wie Medienschaffende verbreiten auch Bibliothekare sorgfältig recherchierte Informationen, die sie allerdings vor allem langfristig hüten.

Eine Neutralität gibt es nicht. Politische Aspekte spielen sowohl bei Journalisten als auch bei Bibliothekaren eine Rolle. Obschon Bibliothekare in einem „espace public ouvert, neutre“ agieren, können sie nie vollständig politisch neutral sein. Sie gehören zur jeweiligen Gesellschaft – und

diese bestimmt den kulturellen und politischen Kontext (Merklen, 2013).

Juristisch gelten für beide Berufszweige identische Rechte und Pflichten. Die Europäische Menschenrechtskonvention (1950), garantiert in ihrem Artikel 10 die Meinungsfreiheit auch im Bibliotheksbereich – und zeigt gleichzeitig die Grenzen auf. Wie beispielsweise beim Urheberrecht, Daten- sowie Kinder- und Jugendschutz (*d’Land*, 17/2017).

Schutzbedürfnis

Wovon Bibliothekare im Gegensatz zu Journalisten träumen, ist ein gesetzlicher Schutz zur Ausübung ihres Berufes. Während Medien sich gegen jeden Einfluss von Parteien wehren (oder es versuchen), kämpfen vor allem die vor 1940 als „Volksbüchereien“ bezeichneten öffentlichen Bibliotheken heute gegen jede mögliche Regierungsbeeinflussung. In Luxemburg wirkten etwa hundert Jahre lang „Kampfbibliotheken“ (Martha, Nic., *Bulletin communal*, Luxembourg, 31.07.1886), um ihre jeweilige Ideologie durch entsprechende Bücher unters Volk zu bringen. Das geschah stets ohne Gewinnzweck. Denn der Vorteil von Bibliotheken besteht darin, dass ihre Dienstleistungen und ihre Bestände einen gewissen Pluralismus ohne Gewinnzweck gewährleisten können. Jedoch käme kein heutiges Luxemburger Medienimperium mehr auf die Idee, Geld in Bibliotheken zu investieren.

Sowohl das Bistum Luxemburg als auch der Letzeburger Arbeiterverband (LAV) begannen, sich Ende der 1960-er Jahre aus der Meinungsverbreitungssparte „Bibliothek“ zurückzuziehen. In den 1970-er Jahren sprang der Staat ein. Im in



Bibliothek Schengen

gesetz. Ähnlich dem Gesetz „sur la liberté d’expression dans les médias“. Warum? Weil Teile des Personals der öffentlichen Bibliotheken bis heute von bestimmten staatlichen (!) Inspektionen traumatisiert sind. Es handelt sich allerdings nicht um die von 1943, durchgeführt von „Fräulein Knab“ von der Staatlichen (!) Volksbüchereistelle Trier (Pletschette, *De Biergmann*, 24.04.1954), sondern peinlicherweise um die einer anscheinend oft zu eigenmächtig handelnden Beamtin des Kulturministeriums in den Jahren 2010 bis 2011. Im 21. Jahrhundert, wohlverstanden! Es ist in diesem Zusammenhang eher beunruhigend, zu wissen, dass ein am 22. April 2010 vom Parlament einstimmig beschlossenes Bibliotheksgesetz dem Staat (!) dies in der Tat erlaubt. Könnte hier etwa dringender Reformbedarf bestehen?

Zusätzlich zur Mediengesetzgebung wünschen sich Bibliotheken, insbesondere die der kommunalen Art, einen wirklich ernst gemeinten Respekt der Gemeindeautonomie. Denn im Nurzwei-Ebenen-Ländchen (Staat und Kommunen) fehlt ein Zwischenniveau, wie es in Flächenstaaten Bundesländer, *Départements* oder Provinzen sind. Erwähnen wir, dass es seit 1839 nur eine historische Periode gab, in der die Gemeindeautonomie in unserer *Heemecht* nicht existierte: im totalitären NS-Staat, 1940-1944 („staatliche Volksbibliotheken“, *d’Land* 5/2015). Könnte es vielleicht sein, dass die *autonomie communale* als wichtiger Gradmesser einer gesunden Demokratie gilt?

Theoretisch könnte der Staat eine möglichst neutrale, unabhängige Verantwortung in Fragen, die das öffentliche Bibliothekswesen betreffen, an eine Organisation in der Rechtsform einer Stiftung abgeben. Mit dem Zentrum für politisch Bildung wurde diese Organisationsform hierzulande erstmals ausprobiert. Im dezentralen „Kleinstaat“ Schweiz verfährt man seit 1921 (Beispiel: Bibliothek media) etwas weiter.

Medienauswahlunabhängigkeit

Ein Mindestschutzgesetz könnte zum Beispiel das Verhältnis des Bibliotheksleiters gegenüber seinem Träger regeln. Ebenso könnte eine seit circa 150 Jahren existierende Bibliothekar-Qualifikation geschützt und aufgewertet werden. Doch das sind Nebenschauplätze angesichts des heiligen *libre choix* des Bibliothekars. Das rheinland-pfälzische Landesgesetz vom 03. Dezember 2014 zum Erlass eines Bibliotheksgesetzes und zur Änderung und Aufhebung weiterer

Hätte sich Kulturminister Robert Krieps 1978 an seiner üblichen Inspirationsquelle, nämlich Frankreich, statt an Belgien orientiert, gäbe es heute in Luxemburg wohl eine demokratischere Bibliothekslandschaft

bibliotheksbbezogener Vorschriften nennt dies in Paragraph 2 die „Unabhängigkeit bei der Medienauswahl“: „Die für die Benutzung durch die Allgemeinheit bestimmten Bibliotheken sind bei der inhaltlichen Auswahl ihrer Medien unabhängig“ (*Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Rheinland-Pfalz*, Nr. 18, 12.12.2014). Klingt dies nicht einem Mediengesetz gleichartig?

Nebst einer *loi anti-abus*, um den Grad der Abhängigkeit von der Regierung auf ein demokratisches Minimum zu beschränken, wäre, wie bei Journalisten, ein Ethikkodex von Nutzen. Internationale mehrsprachige Vorgaben (IFLA) zum Kopieren existieren bereits. Ein *code de déontologie* könnte Bibliothekaren helfen, sich zum Beispiel gegen einen Scientology-Hausierer zu wehren. Im März 2010 versuchte dieser Sektentreter insbesondere öffentlichen Bibliotheken mittels eines gerade neu erschienenen luxemburgischen Bibliotheksführers systematisch Ron-Hubbard-Publikationen unterzujubeln.

Entwicklungsland

Die hiesige Medienlandschaft gehört mehrheitlich zur Privatwirtschaft. Bei öffentlichen Bibliotheken sieht dies, im europäischen Vergleich unge-



wöhnlich, ähnlich aus: Die Mehrzahl der „Volksbibliotheken“ unterliegt dem Privatrecht, Träger sind nämlich eingetragene Vereine (ASBL). Das Bibliothekspersonal besteht dadurch vorwiegend aus Privatangestellten. Bei Presse, Radio, Fernsehen und Internet ist ein *service public* marginal (*Media Pluralism Monitor* 2016), ebenso im einheimischen Volksbibliothekswesen.

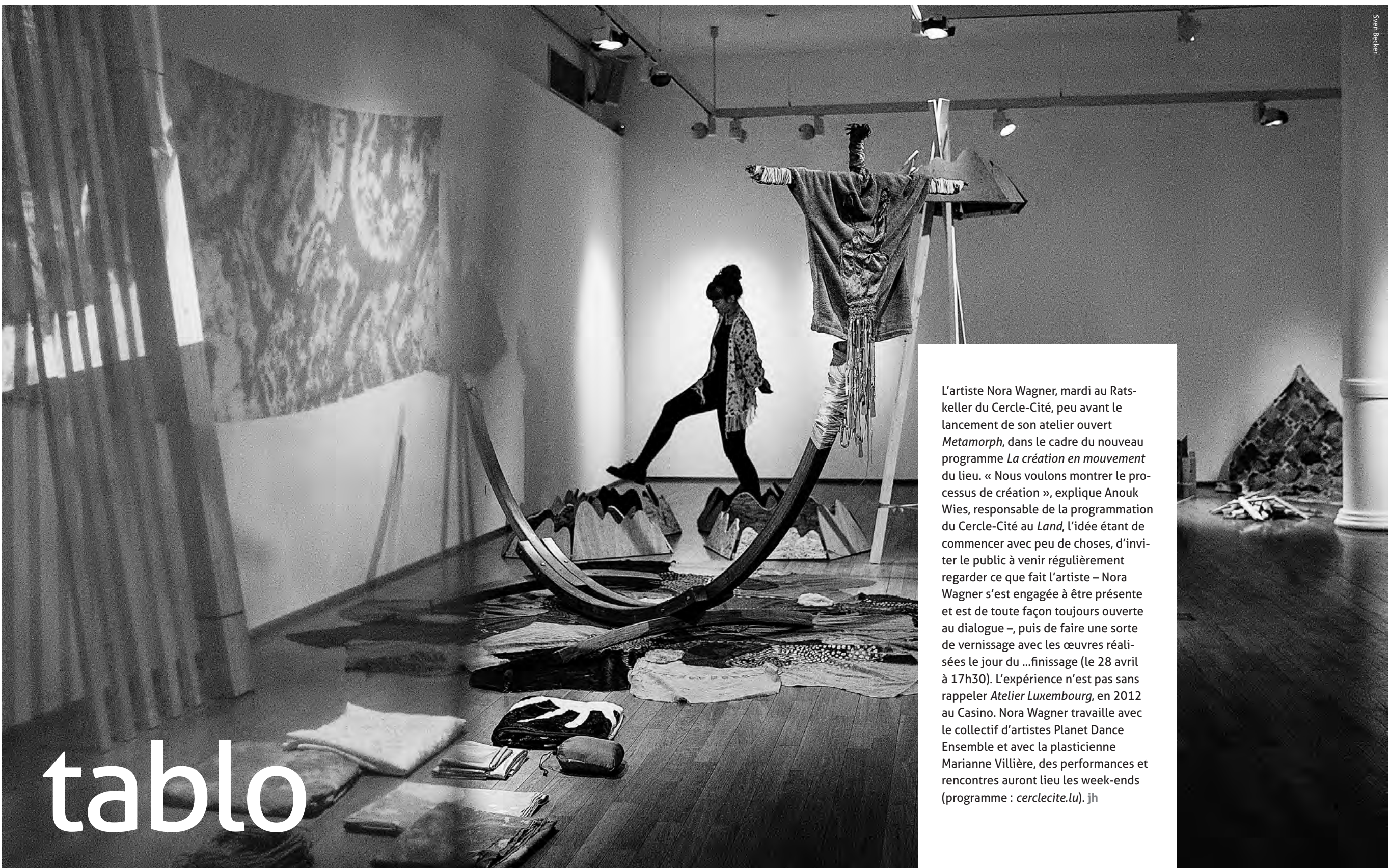
„Wat d’Zuel vun den öffentleche Bibliothéiken ugeet, esou si mir haut zu Lëtzebuerg am internationale Verglach en Entwicklungsland“, erklärte der 2011 verstorbene CSV-Abgeordnete Mill Majerus in der Parlamentsitzung am 22. April 2010. Von 105 Kommunen besitzen aktuell nur 14 eine öffentliche Bibliothek. Seit dem Bibliotheksgesetz von 2010 herrscht Stillstand; diese Zahl hat sich keineswegs erhöht. Monolinguale Sprachförderungsbibliotheken, wie zum Beispiel die Biblioteca Italiana, sind dabei nicht mit eingerechnet. Denn diese werden, der Pressehilfe vergleichbar (zum Beispiel die Wochenzeitung *Contacto*), von jeder Förderung bibliotheksgesetzlich ausgeschlossen.

Nach internationalen Richtlinien sollten öffentliche Bibliotheken in Kommunen ab einer Größe von 3 000 Einwohnern existieren. In Luxemburg müsste es demnach 48 öffentliche Bibliotheken geben. Fast das Dreifache des Ist-Zustandes: 17! Entwicklungsland Luxemburg, *quod erat demonstrandum*.

Fazit

„Déi Pressehëllef ass e wichtege Garant vu Qualitéit a vu Pluralismus. Et ass eis wichteg, dass déi Jonk zu Lëtzebuerg opwuesse mat engem Choix u verschiddene Vuen. Et soll eis bewosst sinn, dass dat keng einfach Subside fir Paien, mee Investitiounen an d’Demokratie sinn“, sagte Premier Xavier Bettel in seiner Erklärung zur Lage der Nation am 26. April 2017. Qualität, Pluralismus, Demokratie – das passt. Na dann die gleiche Förderung für Bibliotheken bitte! Und um jede zukünftige politische Einmischung in die Meinungsvielfalt in Bibliotheksbeständen möglichst zu vermeiden, wäre eine der für die Medienlandschaft ähnliche nationale Gesetzgebung, bestehend aus zwei Gesetzen und einem Ethikkodex im Bereich der Volksbibliotheken überaus hilfreich. Da die Parlamentswahlen na-hen, hier ein Hinweis: Dies passt in jedes Wahlprogramm einer sich demokratisch gebenden Partei! Nichts zu danken.

Jean-Marie Reding ist Bibliothekar.



L'artiste Nora Wagner, mardi au Ratskeller du Cercle-Cité, peu avant le lancement de son atelier ouvert *Metamorph*, dans le cadre du nouveau programme *La création en mouvement* du lieu. « Nous voulons montrer le processus de création », explique Anouk Wies, responsable de la programmation du Cercle-Cité au Land, l'idée étant de commencer avec peu de choses, d'inviter le public à venir régulièrement regarder ce que fait l'artiste – Nora Wagner s'est engagée à être présente et est de toute façon toujours ouverte au dialogue –, puis de faire une sorte de vernissage avec les œuvres réalisées le jour du ...finissage (le 28 avril à 17h30). L'expérience n'est pas sans rappeler *Atelier Luxembourg*, en 2012 au Casino. Nora Wagner travaille avec le collectif d'artistes Planet Dance Ensemble et avec la plasticienne Marianne Villière, des performances et rencontres auront lieu les week-ends (programme : cerclecite.lu). jh

Sven Becker

Danse contemporaine



Wann ee schafft da looss e schaffen...

...dit un dicton luxembourgeois faisant l'apologie de la paresse. Et c'est justement au travail que l'on pourra observer les danseurs de la compagnie Rosas d'Anne Teresa de Keersmaecker durant les deux jours de performances de *Work/Travail/Arbeid*, le week-end prochain, les 14 et 15 avril au Mudam (de 14 à 19 heures, accessible en continu, entrée 15 euros : mudam.lu). L'expérience, déjà montrée au Wiels à Bruxelles, à la Tate Modern à Londres, au Centre Pompidou à Paris et au Moma de New York (photo : Anne Van Aerschot/Rosas), est une autre approche de la danse, où le spectateur est libre d'aller et venir comme bon lui semble, contourner les danseurs, les observer sous différents angles. Comme souvent, la plasticienne Ann Veronica Janssens a conseillé la chorégraphe, la musique est de Gérard Grisey (*Vortex temporum*). *Work...* fait partie du *Red Bridge Project*, ce nouveau festival que coorganisent le Mudam, la Philharmonie et le Grand Théâtre autour de l'œuvre d'un créateur.

Dans ce contexte toujours, le Grand Théâtre accueille demain, samedi 7 avril, *Achterland*, une chorégraphie remontant à 1990 et que de Keersmaecker définit elle-même comme une « œuvre pivot » dans sa recherche : « C'était la première pièce où je développais un vocabulaire de danse pour le corps masculin », dit-elle lors de la conférence de presse en septembre dernier. Dans *Achterland*, les frontières entre le masculin et le féminin sont brouillées, les danseurs et danseuses sont accompagnés sur scène par un piano et un violon, qui interprètent du György Ligeti et du Eugène Ysaÿe.

Le dernier spectacle du festival sera *Mitten wir im Leben sind – Bach 6 Cellosuiten*, la création la plus récente, produite l'année dernière à la Ruhrtriennale, les 4 et 5 mai au Grand Théâtre. On aura le plaisir d'y retrouver e.a. Anne Teresa de Keersmaecker elle-même, pour « une étreinte entre musique et danse » (theatres.lu). jh

Politique



Logique de marché

Dans le communiqué de la Ville d'Echternach justifiant l'annulation de l'édition 2018 de son festival de musique, il y a des mots qui font se dresser les poils sur la tête. De mots comme *Stadtmarketing* ou *Veranstaltungsmarkt* (en allemand dans le texte). Mais dans l'ordre : après que l'asbl Luxfestival, qui organisait le Festival d'Echternach depuis plus de quarante ans, ait jeté l'éponge face à la concurrence croissante d'autres organisateurs de concerts, début février (voir *d'Land* du 9 février), la Ville avait promis qu'elle reprendrait son organisation. Ou plutôt qu'elle en chargerait le Trifolion, donc Ralf Britten, le directeur du centre culturel (qui s'est fait une mauvaise réputation en organisant des conférences chahutées avec des penseurs très à droite comme Tilo Sarrazin en 2016). Or, Britten est en même temps responsable du marketing touristique (sic) d'Echternach et n'a pas peur de faire des concessions sur le plan de la qualité de la programmation pour boucler ses budgets. Sur son million d'euros de budget annuel, il reçoit 665 000 euros de la main publique et doit trouver le reste sur le marché (vente de tickets, sponsoring...). Afin de mieux adapter le programme du festival aux lois du marché, explique le président du Trifolion, le maire Yves Wengler (CSV ; photo : sb) dans ce communiqué, l'édition 2018 est annulée et un nouveau concept sera annoncé en automne. jh



Luxemburgensia



Lippertshow

Dans la série « que fait donc... ? », voici une petite note sur Patricia Lippert. Alors que la plasticienne hyperactive, féministe et engagée s'était éclipsée quelque temps, elle avait envoyé son alter ego Cod, un clown dégingué, tutu blanc et nez rouge (qui fait penser à Coluche et à Beppe Grillo), dans les réseaux sociaux. Mercredi 18 avril à 20h30, Cod quittera le monde virtuel pour se mêler aux humains, pour une présentation, au Gudde Wëllen à Luxembourg-ville, du livre *Genesis nom Cod – Eng kleng Fibel fir de Moralumterricht*, qui vient de paraître. La présentation se fera dans le cadre d'un « spectacle burlesque ». Le livre mêlant texte et dessins est, comme son nom l'indique, une parodie de la bible, de la genèse jusqu'à l'invention de l'intelligence artificielle, sommant le lecteur à la fin de ne pas trop se prendre au sérieux et de profiter de la vie. Le livre est publié, en même temps que celui sur son projet avec les prisonniers de Schrassig, *Penitart*, par la Lippertshow asbl. Créée fin 2016 par Patricia Lippert et ses deux enfants, cette association a pour objet « la propagation de l'art et de la musique, de la gaité et de la pensée épicurienne, (...) l'échange d'idées et de services, de la pataphysique, la recherche de solutions imaginaires et particulières, ainsi que la science des exceptions ». jh

Arts plastiques



Art cluster Lancelin

Tu sais que quelque chose fait le buzz quand les amis t'appellent de l'étranger pour demander : « Dis, j'ai vu une annonce sur internet, tu sais c'est quoi ? » Ce buzz-ci a lieu dans le milieu de l'art contemporain et est assorti à de l'argent, beaucoup d'argent : le collectionneur et marchand d'art Hervé Lancelin organise pour la quatrième fois consécutive son *Luxembourg Art Prize*, qui est hyper-bien doté : 25 000 euros, soit le double du Leap (qui vient d'être remis aux Rotondes). Un appel en-ligne fait actuellement le tour du monde, promettant un jury international, une exposition à la « Pinacothèque du Luxembourg » pour les finalistes, frais de voyage payés et logement quatre étoiles – et même des hôtes de charme, est-on tenté de dire, en voyant la vidéo de la remise des prix 2017 (photo). Ce n'est pas un hasard, le truc super-*cheap* des hôtes, puisque notre collectionneur est aussi président de Miss et Mister Luxembourg, qui organise donc ledit concours de beauté. Comme il n'y a aucune limite, ni d'âge, ni de professionnalisme (amateurs bienvenus), ni de nationalité, le prix est très couru : en 2017, plus de 270 dossiers avaient été déposés. Le jury se compose d'Olivier Donat de Paris Musées, de Christophe Duvivier du Musée Pissarro, de la critique Isabelle de Maison Rouge et d'Adriano Picinato di Torcello de Deloitte. Et la « Pinacothèque » c'est juste le nouveau nom de la galerie de la rue Michel Rodange. jh



Théâtre



Mon fils, cet homo

D'abord, on remercie chaleureusement le Théâtre ouvert Luxembourg (Tol) de ne pas mettre la clé sous le paillason durant les vacances scolaires. Il s'y joue actuellement *Vincent River* de l'auteur britannique Philip Ridley, écrite en 2000 et traduite en français en 2005. La pièce, qui s'inscrit dans la ligne du petit théâtre privé de privilégier des pièces anglaises, raconte l'histoire d'une mère qui n'apprend qu'à l'annonce du meurtre de son fils Vincent qu'il était homosexuel. Bouleversée, elle perd ses repères, puis rencontre Davey, qui affirme qu'il a découvert le corps de Vincent. Entre eux deux se noue une étrange relation. Véronique Fauconnet, la directrice du lieu, met en scène, dans un décor de Jeanny Kratochwil. Sur scène : Catherine Marques, vue la saison dernière dans *Moulin à paroles*, et Massimo Riggi, qui joue surtout à Metz et dans le dernier Cédric Kahn, *La prière*, qui vient de sortir en salles (jusqu'au 28 avril, tol.lu). jh

Fotografie

Bilder über Bilder

Boris Loder

Die meisten Fotografien der insgesamt elf Künstler, die im Eingangsbereich des Arendt House ausgestellt sind, sind unter Acrylglas veredelt, in dem sich an sonnigen Tagen das Geschehen auf dem Boulevard Kennedy widerspiegelt; Bilder, die sich über Bilder legen. Betrachtet man die Fotografien der Ausstellung *An Image is an image is an image* eingehend, bemerkt man, dass Motive sich wiederholen, auf demselben Bild ineinander übergehen, dass Motive zitiert oder schlicht abfotografiert dargestellt werden.

In Anlehnung an Gertrude Steins Vers „Eine Rose ist eine Rose ist eine Rose“ widmet sich die von Paul di Felice kuratierte Ausstellung den verschiedenen Formen der Appropriation, also der Reproduktion eines bestehenden Werks eines anderen Künstlers. Damit ist kein blindes Kopieren gemeint; die Künstler suchen eine konzeptionelle Auseinandersetzung mit dem Original.

So findet sich etwa der dekonstruierende Rückgriff auf die Filmkunst im Werk *Autre Chose* des portugiesisch-luxemburgischen Künstlers Marco Godinho, das auf eine Szene aus Safaa Fathys *Besides Derrida* zurückgreift. Mit *Sequence of a forgotten moment* liefert Godinho dem Betrachter in der ausgefallenen Form eines Wackelbilds einen landschaftlichen Interpretationsspielraum entlang der Wellenbewegung des Atlantischen Ozeans gegen das portugiesische Festland.

Das ungarische Künstlerduo Little Warsaw greift im Werk *The body of Nefertiti* auf die Kunst des Altertums zurück: Zu der historischen Büste wird der dazugehörige Körper geliefert. Somit gelingt dem Projekt durch den formschlüssigen Übergang zwischen musealem Artefakt und zeitgenössischer Kunst ein außergewöhnlicher Brückenschlag.

Die Luxemburgerinnen Elisabeth und Carine Krecké zeigen mit *States of emergency* Appropriationen ihrer eigenen Bilder, die sie in der Pariser Metro aufgenommen und anschließend mithilfe unterschiedlicher Prozesse soweit verfremdet haben, dass die gehetzten Berufspendler zwar noch zu erkennen sind, jedoch auf eine Handvoll Tonabstufungen reduziert werden. Gleich der Wahrnehmung in einem Alarmzustand fokussiert sich der Blick auf wesentliche Muster und Schemen, während Details verschwinden.

Dem Monumentalen zugewandt ist die Serie *Famous people have no stories* von David Brognon und Stéphanie Rollin, die Hände der Statuen von Philosophen, Schriftstellern und anderen Berühmtheiten fotografisch dekontextualisiert und somit eine Art Index bildet. Das klassische Motiv der Hand verweist, hier über den Umweg des Denkmals, auf das tatsächliche Wirken der repräsentierten Person.

Mit dem 83-jährigen Holger Trülzsch wird die Ausstellung dem Anspruch gerecht, eine generationenübergreifende Zusammenstellung zu zeigen. Für seine Serie *Fließende Landschaften* ließ Trülzsch, in den 60-ern Teil der Situationistischen Inter-



#Mao von Leonora Bisango und Bruno Baltzer (links) und die Serie Famous people have no stories von David Brognon und Stéphanie Rollin

nationalen, flüssige Farbe über Kunststoffplanen laufen. Die kräftigen Farben in Kombination mit der Topographie der Planen erwecken den Eindruck eines expressionistischen Gemäldes. Mit diesem Verfahren verweist Trülzsch auf den handwerklichen Aspekt klassischer Landschaftsmalerei und kombiniert diesen mit der Arbeitstechnik der Fotografie zu erstaunlich abstrakten Werken. Neben diesen wuchtigen Aufnahmen sind auch einige seiner Oxidationen aus der Phase seiner produktiven Symbiose mit der Künstlerin Veruschka zu sehen.

Eine ästhetisch-motivische Aneignung hingegen liefert die Luxemburger Fotografin Anna Krieps, die in *Cosmic dreams* ihre Schwester Vicky im Kosmonautenanzug inszeniert. Subtil und mit durchaus ironischen Anklängen besteht hier die Aneignung im ikonischen Bild des Kosmonauten als Volksheld einerseits und der Relation zwischen dem Raumfahrer als individueller Traumrolle und dem Kosmos als kollektivem Traumziel andererseits.

Ebenfalls ikonisch und gleichsam metatextuell wird es in der scheinbar repetitiven Arbeit von Leonora Bisango und Bruno Baltzer, die mit *#Mao* das bekannte Porträt des Revolutionärs in unterschiedlichen Qualitätsstufen, von verpixelt bis unscharf, darstellen. Tatsächlich handelt es sich bei der hintergründigen Arbeit um abfotografierte Handydisplays von Touristen, die das weltbekannte Fresko eingefangen haben. Somit liegt in diesem Werk des Künstlerpaars, das sich mit Macht und deren Repräsentation beschäftigt, eine vielschichtige Form der Appropriation vor, die



Die von Paul di Felice kuratierte Ausstellung *An image is an image is an image* widmet sich den verschiedenen Formen der Appropriation

zudem eine politische Dimension annimmt. Entstanden sind die Bilder während einer Künstlerresidenz in China.

Die Ausstellung wird dem erklärten Anspruch gerecht, auf hohem Niveau einen inhaltlich und methodisch breit gefächerten Einblick in verschiedene Ausprägungen der Appropriation zu geben.

An Image is an image is an image. Bei Arendt & Medernach. Samstags, sonntags und feiertags von 9-18 Uhr. Weitere Informationen: www.arendt.com

Art contemporain

Je est un autre

Loïc Millot

Loin de la foule, les hauteurs paisibles de la cité mes-sine arborent de puissantes murailles médiévales. C'est là, sur la colline Sainte-Croix, que Rabelais entama l'écriture de son *Quart Livre*. Pour localiser sur cette crête légendaire le Fonds régional d'art contemporain (Frac), nul besoin de téléphone portable ; il suffit de lever la tête et de suivre la tour de l'hôtel Saint-Livier, où sont indiquées les coordonnées géographiques du lieu – 49 Nord 6 Est. Construit au XIIe siècle, l'imposant édifice abrite aujourd'hui une collection publique comprenant près de 1 300 œuvres d'art contemporain.

Pour sa première exposition à la tête du Frac Lorraine, Fanny Gonella a réuni une galerie de « portraits » qui élargit les horizons de la ressemblance. L'intitulé de la manifestation – *Vous me rappelez quelqu'un* – est volontairement approximatif, comme l'est la référence supposée à un quelconque modèle. Inutile, dès lors, de rechercher le même au sein de l'antique notion de mimésis (= imitation), le

spectateur étant ici invité à s'identifier à des objets issus principalement de son environnement quotidien. Cette volonté de repousser les limites de la figuration humaine fait suite à la découverte d'un essai de Jonathan Flatley (*Like : Collecting and Collectivity*, 2010), dans lequel le théoricien américain propose une lecture d'Andy Warhol et de Walter Benjamin à partir de la notion d'empathie. Si toutes choses sont dignes d'admiration, comme le signi-fiait Warhol (« I like everything »), comment ne pas



Naama Arad : Girl, 2016

éprouver de l'affection pour ces objets qui nous accompagnent au cours de notre vie ? Pour Benjamin, cette disponibilité à l'égard du monde était mise à l'épreuve de l'expérience urbaine.

Par leurs formes ludiques, les objets rassemblés à l'étage incitent le spectateur à restaurer une relation d'empathie avec le monde. Une première salle rapproche les sculptures-dessins de Naama Arad de l'installation sonore conçue par Boris Ondreicka (*I am the Wall*, 1999). Là où la première dessine sur une page blanche une figure féminine dont les traits entrent en analogie avec l'aspect d'un évier (*Girl*, 2016), le second donne voix aux plaintes d'une cimaise : « Je suis ce mur familial, celui qui te sépare de ton voisinage. Je suis ce mur oublié qui doit supporter des sanglots le soir et leurs éternelles disputes, de l'autre côté. Je te protège du froid, je te protège contre quiconque. Je délimite ton intimité. Et toi, tu me transperces, tu me colles ces fiches vis. Je suis ton mur fatigué. » Un peu plus loin, Nicole Wermers présente deux sculptures réalisées avec des matériaux employés pour la fabrication des cuisines (*Givers and takers*, 2016). Un sèche-main ou une hotte font office de chapeau, tandis que des composants en plastique circonscrivent les contours d'une face blanche. Comme dans les œuvres précédentes, le caractère utilitaire des objets est détourné à des fins esthétiques.

Avec l'installation de Jade Fourès-Varnier et Vincent de Hoÿm (*In jeopardy, Temple of jacent II, Piété*), la grande salle devient un espace d'échange et de convivialité pour le spectateur. Entre les colonnes qui bordent le temple, la vie s'invite sur la scène publique. On prend le temps de danser, de manger, ou de défiler comme sur un podium.



Anja Kirschner & David Panos : Living truthfully under imaginary circumstances

Selon le contexte, le pays et les coutumes, Jade Fourès-Varnier et Vincent de Hoÿm ajustent leurs propositions. Le jeudi 12 avril prochain, les spectateurs pourront prendre part au *Banquet Piété* imaginé par le duo d'artistes.

Sous les combles, le public pourra découvrir l'installation d'Anja Kirschner et David Panos – trois vidéos explorant les techniques d'art dramatique développées par l'acteur et professeur Sanford Meisner (*Living truthfully under imaginary circumstances*, 2011). Sur le chemin du retour, on ne manquera pas de contempler les deux pastels disposés au rez-de-chaussée : *Yellow portrait* (2017) et *Blue portrait* (2017). Tous deux sont l'œuvre de Nicolas Party, jeune peintre originaire de Lausanne qui préfère désigner ses portraits par la cou-

leur nimbant la présence somnambulique de ses figures. Dans *Blue portrait*, toutes les nuances de l'indigo sont déployées sur le papier. L'air absent, le regard lointain, l'homme semble venir d'ailleurs, d'un autre siècle, comme le suggèrent son col doré et son port altier digne d'un petit prince florentin. Les déformations « maniéristes » affectant son aspect nous invitent à rapprocher les temps.

L'exposition *Vous me rappelez quelqu'un* dure jusqu'au 17 juin 2018 au Frac Lorraine, 1 rue des Trinitaires, Metz ; plus d'informations : www.fracloiraine.org. / Dans le cadre de l'exposition : jeudi 12 avril à 19 heures : *Banquet Piété* par Jade Fourès-Varnier et Vincent de Hoÿm au Frac (sur réservation) et samedi 14 avril à l'Arsenal, *Democratia participativa*, une conférence performée de Brigitte Mounier.

Art contemporain

Art contemporain

L'explorateur

De la lâcheté

Danny Fox n'est pas Américain mais Anglais. C'est en tant que résident aux USA (il s'est installé en Californie en 2015) que la galerie Zidoun-Bossuyt peut donc l'exposer dans sa série d'artistes d'Outre-Atlantique. Fox a été exposé par la galerie de Sotheby's aux States et dans une exposition de groupe récemment chez Saatchi à Londres. C'est donc fort de cette aura et de son CV – les peintres autodidactes sont dans l'air du temps – qu'on peut s'intéresser à son travail. En tant que tel, Danny Fox s'appuie essentiellement sur son imaginaire personnel. Originaire de Cornouailles, d'une ville portuaire où il est né au début des années 1980, le « héros » que représentent la majorité de ses toiles chez Zidoun-Bossuyt, est l'explorateur écossais David Livingston.

Le grand-père de Danny Fox, écossais lui aussi, était parti à son tour en Afrique. Cet entrelacs d'histoire familiale avec la « grande Histoire » permet au peintre de rassembler sur une même toile – à la manière de Basquiat, précise la galerie – des signes récurrents : le tracé du Nil, dont la recherche des sources fut la grande affaire de l'explorateur, des chevaux et têtes de cavaliers militaires, car Livingston participa activement à l'impérialisme colonial victorien ou encore des trophées de chasse, comme une tête de lion.

Naïf et politique, tel est le travail rafraîchissant que présente Danny Fox chez Zidoun-Bossuyt



L'explorateur écossais David Livingston est le « héros » de Danny Fox

On verra aussi toute une série de portraits de Livingston à différents âges, à la manière statique des prises de vue dans le studio du photographe comme c'était courant au XIXe siècle, qui célébraient la réussite sociale. Danny Fox imagine donc Livingston à différents âges et périodes de sa vie : le jeune missionnaire assis dans un stricte fauteuil à bascule en bois, puis au fil de son ascension (mais amputé d'un pied, ce qui lui arriva dans la vraie vie), dans un confortable fauteuil Chesterfield, etc. La spontanéité du peintre autodidacte se retrouve dans la manière de poser les couleurs en aplats, sur des fonds aux couleurs chaudes de la terre d'Afrique rouge et ocre ou dans des intérieurs à l'occidentale, avec fenêtres esquissées, papier peint et plantes en pot.

De son séjour en Californie, Danny Fox qui est désormais revenu vivre en Grande-Bretagne, ramène des toiles qui ont pour cadre le quartier chaud de LA où il vécut, mais les personnages qui vendent leurs services sexuels pour de la drogue, sont peints en costumes historiques, à la manière des frères Kellogg, célèbres lithographes américains du XIXe siècle dont la diffusion des images – dont celle du fils prodigue que l'on retrouve ici – fut immense. L'histoire donc, sert de canevas, politique, que ce soit celle du colonialisme, du commerce illicite et de l'Amérique de Donald Trump, qui est celle du séjour californien de Fox. **Marianne Brausch**

L'exposition *Blood spots on apple flesh* de Danny Fox, à la galerie Zidoun-Bossuyt, dure encore jusqu'au 28 avril ; ouvert du mardi au vendredi de 10 à 18 heures et le samedi de 11 à 17 heures ; 6, rue Saint-Ulric à Luxembourg-Grund ; www.zidoun-bossuyt.com.

Art contemporain

josée hansen

d'Land : *Quand et comment avez-vous appris que le Mudam comptait démonter votre installation Chapelle, une commande in situ réalisée pour l'ouverture du musée en 2006 ?*

Wim Delvoye : C'était il y a deux semaines, par un très bref courriel de deux ou trois lignes de la part d'un assistant du Mudam : « Pouvez-vous venir pour le démontage de votre *Chapelle* ? ». Je suis tombé des nues, mais ensuite nous avons appris qu'il y avait déjà eu un article dans la presse. La directrice Suzanne Cotter était injoignable, en voyage à New York. Alors j'ai appelé le vice-président du conseil d'administration (Philippe Dupont, ndlr.), pour lui dire qu'ils ne pouvaient pas juste m'informer, et qu'il fallait réagir à cet article dans la presse, pour éviter que le débat escalade. Mais cet entretien s'est très mal passé, il a été très hostile et m'a tout de suite reproché de faire des menaces, alors que je proposais au contraire plein de solutions pour gérer la communication autour de cette décision.

Savez-vous qui a pris la décision de démonter l'œuvre ? Est-ce la directrice ou le conseil d'administration, ou, comme le laisse entendre un communiqué du musée, la Leir Foundation ?

Je ne sais pas. Les deux peut-être. Je ne suis pas assez dans la réalité luxembourgeoise pour savoir qui joue quel rôle. Mais il me semble que dans la gestion de cette affaire, tout le monde est lâche. Madame Cotter est sans cesse en voyage, je n'ai toujours pas réussi à lui parler. Elle dit dans toutes les interviews qu'elle est pour la continuité, elle parle très bien, mais en réalité, elle fait tout le contraire. Et moi, je suis associé à l'ancienne garde – je vois ce démontage comme une revanche personnelle. Qu'on ne vienne pas me dire que la Leir Foundation a quelque chose à voir là-dedans : eux s'en foutent. Ils donnent de l'argent et c'est tout. Et encore moins, comme l'écrit le Premier ministre (dans sa réponse à une question parlementaire, ndlr),



« Je suis associé à l'ancienne garde – je vois ce démontage comme une revanche personnelle ». Wim Delvoye, ici avec Enrico Lunghi, alors encore directeur du Casino, lors de la rétrospective des *Cloaca*, en 2007

que c'est pour y installer un atelier pédagogique, avec accès à des lavabos et à des toilettes...

Est-ce que, lors de la commande, on vous a dit que c'était une œuvre qui allait rester éternellement ou était-il spécifié qu'elle pourrait aussi être remiseé dans les réserves ?

J'ai fait exprès, à l'époque, de choisir un espace dont personne n'avait besoin, justement pour qu'elle puisse rester longtemps. C'était un espace difficile, très petit, avec des coins à 45 degrés. Alors j'ai décidé de faire une chapelle entière, qui est un peu comme un condensé de mon travail : tout y est, la vie, la mort, la religion, l'amour. C'est une œuvre plus

grande que moi, plus grande que mon art même. À l'époque, l'architecte IM Pei adorait l'œuvre quand il l'a vue. Et la presse, qui n'aimait pas tellement l'architecture trop léchée de Pei, y voyait même un commentaire de cette architecture. La direction d'un musée est libre de faire ce qu'elle veut, mais elle devrait prendre ses décisions avec des arguments artistiques et en pensant au public.

Que va devenir la Chapelle ? Elle appartient au Mudam, est-ce que vous avez un droit de regard sur ce qui lui advient ?

Je ne crois toujours pas définitivement qu'elle sera démontée, je n'ai encore pu parler à personne, donc je

Danse contemporaine

« Je vais danser à un moment ! »

Fabien Rodrigues

La danse contemporaine était de nouveau l'honneur au Kinneksbond de Mamer la semaine dernière. Habitée des lieux, la chorégraphe sud-africaine Robyn Orlin y présentait en effet sa dernière création *Oh Louis...*, un an après son percutant *And so you see...* Toujours prompte à bousculer les codes, elle s'adjoint cette fois les services de Benjamin Pech, danseur étoile émérite de l'Opéra de Paris pour « s'attaquer » à nouveau à un symbole du pouvoir – et lequel ! – celui de la monarchie solaire de Louis XIV...

Pas de lever de rideau pour le Roi Soleil, sa présence ne souffre aucune dissimulation et induit d'office l'action et l'exception. C'est ce qui semble transpirer de l'attitude du danseur qui salue bien volontiers son public lorsqu'il entre dans la salle, le plaçant à sa guise tout en plaisantant joyeusement et distribuant du chocolat. Laisant sciemment un flou visible entre son identité propre et le personnage qu'il incarne, Benjamin Pech passe de la scène au premier rang pour interagir avec le spectateur dès les premières minutes de cette pièce aussi humoristique – sinon plus – que véritablement dansée. Le danseur étoile a une carrière longue comme le bras et il ne s'en cache pas, énumérant ses références de prestige et plaisantant sur le sujet d'une façon toute régaliennne. Il diserte à haute voix, interpelle, emprunte à sa guise...

Chaque fois que le public rit, il lui est ainsi rappelé que l'art est aussi un moyen d'intervenir dans le monde qui l'entoure : Robyn Orlin au Kinneksbond



Benjamin Pech, lors de la représentation à Mamer

Soudain, c'est un atelier de dégustation d'orange à la manière africaine qui arrive sans crier gare, l'orange si chère à Robyn Orlin et toujours synonyme de passion... Dans *And so you see...*, elle était frénésie gourmande, puis gloutonnerie, elle est cette fois sensuelle, si ce n'est sexuelle, entre les doigts du danseur étoile.

« Ne vous inquiétez pas, je vais danser à un moment ! », voilà une phrase qui pourrait parfaitement résumer ce nouveau spectacle audacieux. Car Louix XIV était soit un monarque absolu, mais aussi un amoureux des arts et notamment de la danse, pour laquelle il créa des nombreux codes encore utilisés aujourd'hui à travers le monde. C'est en l'occurrence grâce aux cinq positions de base et à quelques pas emblématiques comme l'entrechat royal que le roi danseur va évoluer sur la scène du Kinneksbond recouverte d'or, sous une projection circulaire sur tis-



sus tendu, autre marotte de la chorégraphe. Benjamin Pech/Louis XIV est accompagné sur scène par Loris Barrucand, tantôt claveciniste, tantôt complice, tantôt assistant. En ponctuant l'action d'articles de lois sur les règles de l'esclavage, c'est aussi lui qui tempère le caractère anodin et frivole de la pièce en rappelant la part sombre du pouvoir... Chaque fois que le public rit, il lui est ainsi rappelé que l'art est aussi un moyen d'intervenir dans le monde qui l'entoure et ses injustices, et c'est là la force d'Orlin qui sait une fois de plus marquer l'esprit sans tomber la noirceur caricaturale.

Il est possible que *Oh Louis... We move from the ballroom to hell while we have to tell ourselves stories at night so that we can sleep...* ne soit pas la création la plus frappante de la chorégraphe, le contenu se perdant parfois dans la multitude des actions et des paroles, mais il est certain qu'Orlin prouve encore ici

L'artiste Wim Delvoye a appris le démontage de sa Chapelle au Mudam par courriel et s'étonne que depuis, plus aucun décideur ne daigne lui parler. Entretien

suis un peu dans le déni. Mais si elle l'était, je proposerais de la mettre à disposition d'un musée à l'étranger. J'en connais plein qui seraient plus que ravis de l'exposer et de l'entretenir, le premier à me venir en tête est le Smak à Gent. Ce sera mieux pour l'œuvre et moins cher que de trouver un dépôt au Luxembourg, où le stockage coûte extrêmement cher. J'ai l'impression que le Mudam veut la faire discrètement disparaître, mais je ne laisserai pas faire.

Il y a deux ans, vous aviez un projet de construire toute une cathédrale gothique avec un cimetière virtuel sur une friche au Luxembourg. Où en est ce projet ?

Jusqu'en janvier de cette année, j'ai eu plein d'entretiens et d'entrevues au grand-duché, Xavier Bettel était enthousiaste de cette idée, mais le projet changeait tout le temps d'emplacement et d'envergure. Je voulais toujours être neutre et flexible, mais aujourd'hui, cela me semble très difficile. Durant deux ans, j'étais souvent dans le bureau du Premier ministre, mais depuis quelques semaines, il n'a plus le temps de répondre au téléphone, on me dit tout le temps qu'il est trop occupé. Ma relation avec le Luxembourg s'est vraiment dégradée ces derniers temps, de très positif et prometteur à mauvaise – ou du moins bizarre.



qu'elle est à la fois sur le plan humain et sur le plan professionnel une personne très engagée, un trait de caractère cher à Jérôme Konen, directeur du Kinneksbond : « Elle n'a pas peur d'expérimenter sur scène et de prendre des risques. Son univers baroque, son humour décalé et la belle part de poésie dans ses spectacles me touchent à chaque fois ! ». En restant fidèle à son exigence de qualité pour le centre culturel de Mamer, ce dernier défend les qualités qu'il souhaite retrouver tout au long de sa programmation : ludique, accessible, esthétique mais également générateur de réflexion et fortement ancré dans le réel. En faisant passer leur public par tout un éventail d'émotions pendant la courte heure sur laquelle se déroule *Oh Louis...*, du rire le plus léger à la révolte la plus saine, Robyn Orlin et Jérôme Konen sont parvenus une fois de plus à créer la surprise grâce à une pièce pertinente et un roi de la danse tout sauf ubuesque...

Luxemburgensia

Zwölf Kisten Handschriften

Romain Hilgert

Eine halbe Stunde hinter der belgischen Grenze liegt das heute vor allem für seinen Käse und sein Bier bekannte Trapisterkloster Orval. Im Zuge des katholischen Antimodernismus war es kurz vor dem Zweiten Weltkrieg auf den Ruinen des historischen Zisterzienserklosters wiederaufgebaut worden. Die mittelalterlichen Zisterzienser waren arbeitsame Reformbenediktiner, deren Klöster zu stramm organisierten Produktionsstätten wurden, die für Pierre Musso (*La Religion industrielle*, Paris, 2017) Wiegen einer ersten Industriellen Revolution wurden.

Über die Ursprünge des wohl 1131 gegründeten Orvaler Klosters ist wenig gewusst. Außer frommen Geschichten, die manchmal noch heute als historische Tatsachen verbreitet werden. Einige beruhen auf mittelalterlichen Urkundenfälschungen, mit denen das Kloster seine Ansprüche auf Landbesitz und Feudalabgaben vergrößerte. Da Orval und das restliche Herzogtum Luxemburg etwas abgelegen waren, erstrahlte das Kloster selten als religiöses oder intellektuelles Glanzlicht. Der Mönch Gilles d'Orval schrieb am Ende seiner *Gesta episcoporum Leodiensium* von den „filiis uestris balbutientibus et ydiotis Aureuallis“.

Diese Geschichte der Lütticher Bischöfe ist eine Handschrift, die im Priesterseminar aufbewahrt wird, das sich inzwischen „Luxembourg School of Religion and Society“ nennt. Insgesamt gibt es hierzulande 74 Manuskripte aus dem im Laufe der Jahrhunderte wiederholt ausgeraubten oder niedergebrannten Kloster, weitere neun Fragmente hat der Handschriftenexperte Thomas Falmagne identifiziert, als er *Die Orvaler Handschriften bis zum Jahr 1628 in den Beständen der Bibliothèque nationale de Luxembourg und des Grand Séminaire de Luxembourg* verfasste.

Da Orval und das restliche Herzogtum Luxemburg etwas abgelegen waren, erstrahlte das Kloster selten als religiöses oder intellektuelles Glanzlicht

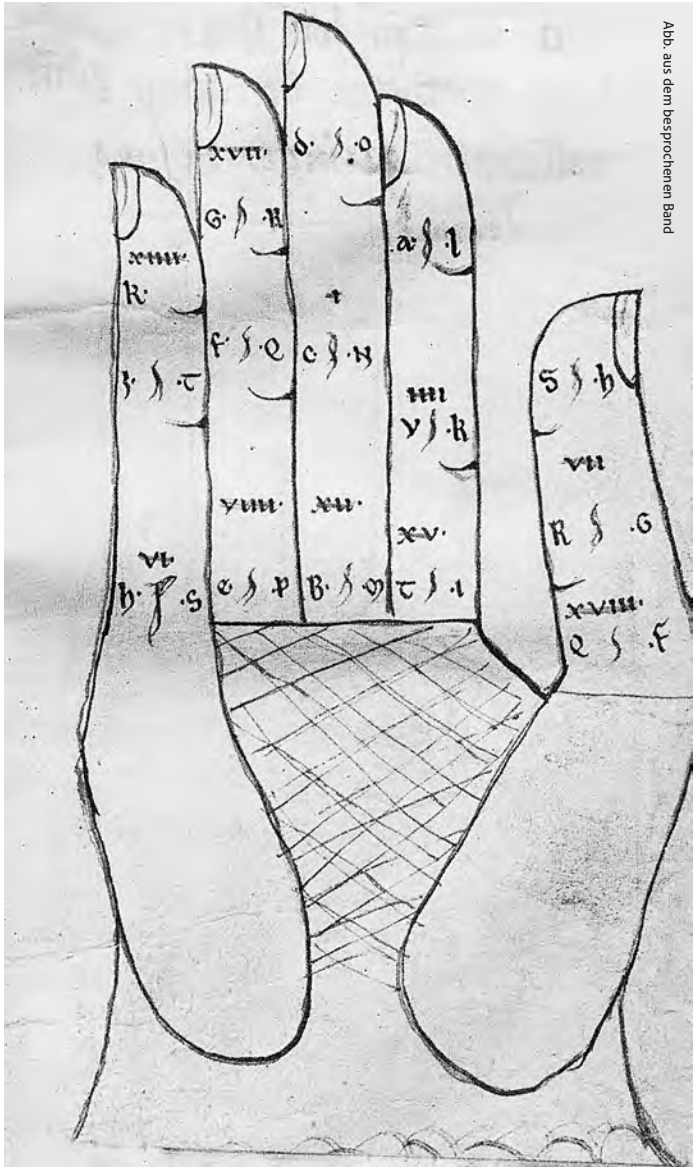
Die gewichtige Monografie besteht aus einem Kommentarband und einem nach deutschen Normen in jahrelanger Benediktinerarbeit aufgestellten Katalog, der auch die Klosterbibliothek verschiedener Epochen zu rekonstruieren versucht. Das Werk stellt den zweiten Band des von der Nationalbibliothek veranlassten und herausgegebenen, auf drei Bände angelegten Monumentalwerks *Die Handschriften des Großherzogtums Luxemburg* dar. Der erste Band, über die Handschriften des Echternacher Klosters, war 2009 erschienen (*d'Land*, 25.2.2010) und viel gelobt, aber auch als überladen oder unpraktisch kritisiert worden.

Die meisten Handschriften in seiner Geschichte hatte das Kloster Orval gekauft oder sich schenken lassen. Nach Thomas Falmagne lässt sich mit Sicherheit nur für den Anfang des 13. Jahrhunderts eine eigene Schreibwerkstatt in Orval nachweisen. 24 Handschriften seien in Orval selbst entstanden, drei weitere mutmaßlich; die restlichen kämen aus Frankreich und Deutschland. Die drei frühesten Handschriften, *De consensu evangelistarum* von Augustinus, ein *Homiliarium* des Benediktinermönchs Smaragde de Saint-Mihiel und eine Chronik von Bischof Fréculf de Lisieux, gehen auf das neunte Jahrhundert zurück.

Die große Mehrheit der in Luxemburg aufbewahrten Orvaler Handschriften wurde im 12. und 13. Jahrhundert angefertigt. Von 131 Einzelbänden haben 85 religiöse Inhalte und stellen meist Abschriften weitverbreiteter Werke dar, die in keiner Klosterbibliothek fehlen durften. Zu den interessanteren Werken gehört eine sehr frühe Liedsammlung des Scholasters Godefroid de Reims. 24 Handschriften sind didaktischen und naturwissenschaftlichen Inhalts, etwa eine voluminöse Naturgeschichte von Plinius dem Älteren aus dem 12. Jahrhundert. Elf Handschriften sind juristische Werke.

Die Geschichte der Orvaler Manuskripte endet ähnlich wie diejenige der Echternacher: Vor den französischen Revolutionstruppen versuchten die Mönche die Handschriften zuerst 1791 in ihrem Refugium in der Festung Luxemburg und dann 1795 in Florenville zu verstecken, von wo 1796 zwölf Kisten zurück nach Luxemburg gebracht wurden. Die säkularisierten Schriften befinden sich heute in der Nationalbibliothek, drei Handschriften sind in der Pariser Nationalbibliothek, weitere in belgischen Bibliotheken, viele waren von Geistlichen *ad maiorem Dei gloriam* beiseite geschafft, verkauft oder verschenkt worden.

Thomas Falmagne unter Mitwirkung von Luc Deitz, *Die Orvaler Handschriften bis zum Jahr 1628 in den Beständen der Bibliothèque nationale de Luxembourg und des Grand Séminaire de Luxembourg*, Harrassowitz, Wiesbaden, 2017, 814 S., 178 Euro



Handcomputer: *Computatio manualis*, aus einer Handschrift des 12. Jahrhunderts zur Berechnung des Kalenders der Neumonde

Exposition

Pagès, jongleur de sculpteur



Toutes les sculptures exposées dans les halles du Wandhaff s'échelonnent sur cinquante années, pas moins

Lucien Kayser

Que Bernard Pagès ait qualifié lui-même telles sculptures d'*acrobates*, dont l'une fait partie depuis des années de la collection de la Banque européenne d'investissement, invite à la référence aux jeux de cirque, légitime au moins un rapprochement. Avec des exercices d'équilibre, d'adresse quand il s'agit du *jongleur* qui lance des objets en l'air, pour les rattraper les uns après les autres, voire du *funambule* qui marche sur un fil tendu avec pour seule aide son balancier. Ce que Bernard Pagès a définitivement en commun avec les trois, c'est que tous défient le vide. Dans une lancée, une *échappée* (c'est le titre de l'exposition à la galerie Ceysson & Bénétière, au Wandhaff) dans l'espace, et il faut une grande rigueur pour donner le change du jeu, une apparence ludique, à pareille bravade et sa menace de rupture.

Elles sont nombreuses dans les halles du Wandhaff, et toutes ces sculptures s'échelonnent sur cinquante années, pas moins, de 1968 à 2018. Et quitte à se répéter, c'est le seul endroit du pays où un tel déploiement soit possible, où l'œil puisse aller de l'une à l'autre ou les embrasser toutes quasiment ensemble, à sa guise. Autre particularité de la galerie, et elle est reproduite pour notre plaisir, pour une nouvelle leçon d'histoire de l'art, ce retour à des artistes (français) qui ont marqué la deuxième moitié du vingtième siècle, l'entourage notamment des Nouveaux Réalistes, de Supports/Surfaces ; Bernard Pagès a été influencé par les uns, a accompagné les seconds, qu'il a quittés dès 1971 pour mener une vie d'artiste solitaire dans l'arrière-pays niçois.

Bernard Pagès aime à travailler par séries. Dans l'ordre chronologique, au moins trois se trouvent en nombre au Wandhaff : les grillages, avec fagot ou tronc doré, disent de suite l'autre caractéristique de l'artiste, à côté de ce qui a déjà été relevé : la combinaison originale des matériaux les plus divers, leur étrange cohésion, personne plus que lui n'a mis en avant les matériaux inutilisables dans la sculpture traditionnelle. Son enfance agricole, dans le Quercy, y est peut-être pour quelque chose.

Dès lors, pas étonnant que telles pièces s'appellent justement *assemblages*, qui sont faits de bois, autour duquel s'enroule du fil de fer, s'agglutinent du plâtre, du caoutchouc, de la maçonnerie, et c'est teinté, coloré. Du bois encore pour les *pals*,

À la galerie Ceysson & Bénétière, sur cinquante années, pas moins, un œuvre qui fait fi des oppositions, rigoureux et ludique

pieux pointus qui se dressent hors d'agglomérations diverses, de fil de fer encore, de cuivre ou de laiton, et il est d'autres sculptures où à la place du bois une poutrelle s'élève toute droite, voire trois profils creux peints. Cela peut s'appeler ailleurs *surgeon*, on passe dans la botanique, le rejeton sortant toutefois toujours de fragments de fer. Ou *échappée*, ou carrément *échelle de Jacob* pour donner une tout autre valeur à la verticalité.

La série des *acrobates* pousse plus loin encore la dialectique équilibre/déséquilibre, par l'acier ou le fer qui sort d'un support, bloc de pierre taillée par

exemple, dans un mouvement sinueux, serpentin, au bout duquel s'élève, légèrement inclinée des fois, une colonne dont le matériau ajoute aux contrastes donnés dès l'abord. Et si telle colonne, au Wandhaff, est près de passer par le plafond, c'est une indication seulement des œuvres monumentales réalisées par Bernard Pagès, notamment en hommage à Gaston Bachelard.

Les matériaux qu'il emploie, outillage rudimentaire mais combien efficace, voilà ce que l'on retrouve aux murs. Ou leurs traces, présence picturale, dans les *empreintes de grillage*, qui datent des années soixante-dix ; plus concrètement dans les tôles forgées, de 2018. Dans leur coin, ces dernières viennent ainsi clore le parcours du visiteur, et peut-être avec plus de gravité, viennent aussi au bout d'un long parcours d'artiste, toujours prêt à sécarter des chemins battus, debout sur la corde raide.

L'exposition *Échappée – Œuvres 1968-2018* de Bernard Pagès dure encore jusqu'au 19 mai à la galerie Ceysson & Bénétière, Wandhaff ; ouvert du mercredi au samedi de midi à 18 heures ; www.ceyssonbenetiere.com

PEUT-ON SE FOUTRE DE LA GUEULE DE JÉSUS ?

ENTANT QUE JUIF OU EN TANT QUE CHRÉTIEN ?

KULTURFABRIK

Lecture-spectacle

"LETTRE AUX ESCROCS

de l'islamophobie qui font le jeu des racistes"

- de Charb

VENDREDI 13 AVRIL

20:00 - KULTURFABRIK.LU

Theater



Sascha Ley als Judy Garland

Claude Reiles

Zerbrechlich steht sie mit nackten Füßen auf dem Lackholz des Flügels. Der Kopf ist von einem dumpfen Lichtkegel beschienen. Der Rest ihres Körpers verschwindet im Dunkeln. Ihr Pianist Anthony schlägt die Tasten zur zaghaften Melodie des Liedes *Over the rainbow* aus dem Filmklassiker *Wizard of Oz* an. Ebenso sanft haucht sie dazu Edgar Harburgs Worte kindlicher Sehnsucht ins Mikrofon:

“Somewhere over the rainbow, way up high
And the dreams that you dreamed of,
once in a lullaby
Somewhere over the rainbow, blue birds fly
And the dreams that you dreamed of, dreams
really do come true”.

Die Illusion dieser Szene mit dem Weltstar Judy Garland zerbricht nicht nur am Titel *End of the rainbow* des Dramas von Peter Quilter. Denn der Ausklang wirkt wie aus einer entrückten, jenseitigen Welt, in die die Sängerin und Schauspielerin vor einer Existenz aus Geltungs-, Drogen- und Tablettensucht geflohen ist und die die bisherige Handlung geprägt hat.

Marion Poppenburg inszeniert *End of the rainbow* mit Sascha Ley in der Rolle der Judy Garland, dazu Tim Olrik Stöneberg als Clubbesitzer, Manager und Verlobter Mickey, sowie Daniel Große Boymann als Garlands Pianist. In dieser etwa 90-minütigen Performance entführt das Ensemble das Publikum in die manisch-depressiven Schlussmonate des Weltstars, die insbesondere vom ständigen Eiertanz zwischen beruflicher Contenance und körperlicher Dekadenz geprägt sind. Zwischen diese biografischen Episoden fügen sich ausgewählte und teils auf die Dramaturgie abgestimmte Hits: *For once in my life*, *Get happy*, *Come rain or come shine* und – eben – *Over the rainbow*. Ley und Boymann schwenken auch und gerade deswegen zwischen musikalischer Performance und darstellerischer Kunst hin und her, weil beide Bereiche ineinander zerfließen, die Konzerte zugleich Teil der Handlung sind. Zusehends steigt Garland dabei von der stimmssicheren Diva zur torkelnden Mit-leidsnummer ab. Mehrere Selbstmordversuche und alkoholische Rückfälle werden dabei vom selbstsüchtigen Mickey abgefangen, bevor dieser merkt, dass seine Geldquelle ohne Aufputsch-

Marion Poppenburg inszeniert *End of the rainbow* als unterhaltsame Darstellung der Sängerin Judy Garland mit Sascha Ley in der Hauptrolle

mittel nicht mehr auskommt, und sie regelrecht damit vollpumpt. Letztlich bleibt der homosexuelle Anthony wahrhaft an ihrer Seite, bevor der 47 Jahre alte Weltstar am 22. Juni 1969 an einer Überdosis Schlafmittel stirbt.

Mag die Dramaturgie bisweilen von motivischer Repetitivität geprägt sein, so ist dieser Umstand auf das Wechselspiel von Künstlertum und *Décadence* zurückzuführen und findet seinen Reiz in der klimatischen Steigerung. Im Programmheft wird der West-End- und Broadway-Autor als „Dramatiker des leichten Genres“ vorgestellt. Ohne auf diese Chiffre genauer einzugehen, darf dieser Abend im TNL jedoch als solide gesangliche und künstlerbiografische Unterhaltung gewertet werden.

End of the rainbow von Peter Quilter; Regie: Marion Poppenburg; Bühne : Christoph Rasche; Kostüme: Ulli Kremer; Licht: Daniel Sestak; mit Sascha Ley, Tim Olrik Stöneberg und Daniel Große Boymann; eine Produktion des TNL; weitere Vorstellungen am 18., 19. und 21. April. Karten unter luxembourgticket.lu und unter Tel. 47 08 95 1; Informationen unter tnl.lu.

Theatre

History meets story

Janine Goedert

Last week Les Théâtres de la Ville de Luxembourg and Queen’s Theatre Hornchurch presented *Kindertransport* at the Grand Théâtre. The play by Diane Samuels, which is often referred to as a modern classic, was first produced in London in 1993, i.e. 25 years ago.

Let’s start with a brief history lesson since it is the 80th anniversary of the *Kindertransport* this year. In 1938 the British government was lobbied by Jewish and Quaker organisations to take in children fleeing persecution. War was coming to Europe, and countries had closed their doors to refugees, though everyone knew that the Nazis were orchestrating an unrelenting round of attacks against Jews both in Germany and in occupied countries.

The first *Kindertransport* of about 200 children left Berlin on December 1, 1938. They arrived in Harwich on December 2 – just three weeks after *Kristallnacht*. Most of these children came from a Jewish orphanage that the Nazis had destroyed. Transports arrived every week after this, leaving from the major cities in central Europe, with only a few days’ rest over the Easter holidays. They continued until the end of August 1939. On September 1 Hitler invaded Poland, and Britain was at war with Germany.

Anne Simon, who directs *Kindertransport*, offers us a beautifully atmospheric show. In the opening scene Helga (Catherine Janke) and Eva (Leila Schaus), mother and daughter, sit in an English attic in the mid-1980s, though they are both figures from the late 1930s. They are at home in Hamburg, and Helga is about to send her daughter to England in order to save her. Suddenly the door of the attic opens, and Evelyn (Suzan Sylvester), i.e. a middle-aged Eva, who has “anglicised” her name, enters with Faith (Hannah Bristow), her strop-py teenage daughter.

Anne Simon, who directs *Kindertransport*, offers us a beautifully atmospheric show



Hannah Bristow and Leila Schaus

The stories of Eva and Evelyn are told in parallel, with the same character being played by two different actors. We see Eva/Evelyn struggling with her losses at various stages in her life. We also watch Evelyn refuse to answer the questions Faith asks. Stunned by her mother’s erratic behaviour and by her silences, the latter rebels and shouts. There are numerous time shifts as the writing slides from past to present and back again. Memory is made visible on stage. Characters from different eras move around each other and even start interacting.

Rather than separate past and present, Anne Simon has scenes not merely overlap but literally flow into each other. This gives the evening a unique fluidity, a poetry of its own as each of the women characters faces her own pain and inadequacies. The parallels between the experiences and the different sets of mothers and daughters are spellbinding. Secrets and lies separate and hurt.

Cinéma

Les uns contre les autres

Tout commence par beaucoup de chahut, celui d’un amphi plein à craquer d’étudiants opposés à une nouvelle loi travail. Leur prof finit par jeter l’éponge. Un instant plus tard, il est tué par balles sur les marches de l’université. Émoi en Italie : l’organisation revendiquant l’assassinat se réclame du même nom qu’une des bandes armées des *Années de plomb*. En 2002, le pays croyait en avoir fini avec les meurtres noirs et rouges des terroristes d’extrême-gauche. Une partie d’entre eux s’était réfugiée en France, Mitterrand ayant décidé, en 1985, de ne pas extraditer les repentis. Marco Lamberti (Giuseppe Battiston) fait partie de ceux-là. Mais de l’autre côté des Alpes, le *Corriere della Sera* décide de publier à sa Une les visages de ses anciens camarades et de lui-même. Sa sœur (Barbora Bobulova) et sa mère (Elisabetta Piccolomini), qui ne l’ont pas vu depuis vingt ans, sont à nouveau sous pression. La parole de l’ancien président est remise en question et Marco risque la prison en Italie. Il décide alors de fuir, avec Viola (Charlotte Cétaire), sa fille de seize ans, Française, qui ignore tout du passé militant de son père.

Dopo la guerra, premier long-métrage d’Annarita Zambrano, évacue rapidement la question politique pour s’intéresser aux conséquences intimes d’un engagement passé : la révolution de Marco, qui a déjà tué son frère Fabio, compagnon d’armes, va à nouveau bouleverser sa famille.

Le scénario, affiné au gré des ateliers prestigieux dont ont bénéficié Annarita Zambrano et sa collaboratrice Delphine Agut (Émergences, Fondation Gan, Angers, pour finir avec le prix Sopadin), parvient à rendre compte des petites histoires dans la grande en attachant une grande importance à la construction des personnages. Se passant de mots, la réalisatrice italienne installée en France depuis des années elle

aussi, fait naître une constellation familiale en deux parties distinctes : à Bologne, même son beau-frère (Fabrizio Ferracane), ambitieux procureur qui ne l’a jamais rencontré, voit sa carrière menacée. En France, c’est sa fille, née bien après les événements, qui doit renoncer à sa vie, ses études et ses amies, pour partir avec son père. Exilé dans un hameau des Landes, Marco envisage le Nicaragua, un des seuls pays qui ne pratique pas l’extradition. La mise en scène d’Annarita Zambrano, soutenue par l’image du chef opérateur Laurent Brunet, souligne les silences pesants qui ont ruiné cette famille. En Italie, cela se manifeste par des cadrages serrés, étouffants, où les personnages peinent à se regarder et à se rassembler. Ce sont les non-dits qui prennent toute la place et enflent au fur et à mesure, où les regards des uns envers les autres pèsent bien plus lourds que les accusations. Avec Viola, la violence sourde se dispute avec la froideur. Opposée à un père qui prend toute la place, à plus d’un sens, la jeune fille tente de s’affirmer avec le peu d’outil dont elle dispose. Un baggy informe troqué contre un short en jean, un silence, une porte qui claque, Viola s’expose, refusant de subir un drame qu’elle n’a pas connu. C’est de son échappée à elle dont il est question aussi, sa tentative de se créer un destin libéré de l’histoire familiale. Interprétés par un casting subtil, les personnages conduisent la dramaturgie et la réalisatrice rythme la tension par des changements de points de vue pertinents. *Dopo la guerra*, film sous influences, assume le mélange des genres pour servir un psychodrame familial réussi. Marylène Andrin-Grotz

***Dopo la guerra*
d’Annarita Zambrano,
évacue rapidement la
question politique pour
s’intéresser aux
conséquences intimes
d’un engagement passé**

It is a very subdued, understated production, a far cry from the exuberance and the colourfulness Anne Simon so often resorts to. The material asks for something controlled and much tighter – even though there is the odd humorous moment.

Diane Samuels calls *Kindertransport* “a work of creative imagination, written from the heart”. Though it is based on numerous interviews and testimonies, it never feels like a documentary play. Trauma is at the heart of it: What happens to the survivors of persecution? Will they ever come to terms with the past and then be able to move on? The author is interested in the inner life, in the psychology and the emotional make-up of her characters.

As a result, there are a lot of really raw feelings on show, but the evening never falls into sentimentality. It is too honest and direct for that. Besides, the acting is spot on. Leila Schaus deserves special mention since she offers an outstanding performance as Eva, the nine-year-old who is sent away – an adult playing a child, yet there is nothing surreal about the performance. Body language and tone of voice are key.

Helga, Eva’s birth mother, who felt she had to send her daughter away and later watched her husband being taken to the gas chamber, is still haunted by what she did in order to survive. She has been through hell and is then rejected by her own daughter. How unbearable can life become? Meanwhile, Lil (Jenny Lee), Eva’s foster mother, is a tough northern mum with a big heart. Generous and uncomplicated, she has an instinctive feel for what others need.

The versatile set by Marie-Luce Theis holds the different plotlines together. And over it all hovers the figure of the Ratcatcher (Matthew Brown), who is ever ready to pounce and attack.

Although many refugee children chose not to discuss their past, there are, in fact, a number of accounts written by former “Kinder”. They are filled with gratitude but also with worries about the future in a world where anti-semitism is still rife. If you want to read a more literary account of what happened, you should have a look at W.G. Sebald’s *Austerlitz*, a marvellous book.

Kindertransport was at the Grand Théâtre on March 27, 28, 30 and 31; it will now go to Ipswich, Richmond and Manchester

STIL



Poisons d'avril

L'ennemi est partout, et qui peut aujourd'hui prétendre ne pas avoir l'impression de se sentir comme un agent double russe lorsqu'il va faire ses courses, sort de chez soi, ou va simplement partager un café avec ses collègues de travail ?

Cyril B.

Si pour beaucoup d'entre nous, avril est synonyme de retour du printemps et, donc, d'apéro aux terrasses de cafés, de barbecues, de *grillfest*, de randonnées auto-pédestres, de parties de pétanque au Kyosk du Kirchberg ou d'entraînements au *skate park* de la Pétrusse, il est aussi, pour certains, l'annonceur de nez bouché, d'otites, de conjonctivites et de crises d'éternuements à faire passer les Boeing de Cargolux pour un léger bruissement. Le calendrier des pollens est attendu, pour ceux que cela concerne, avec moins d'impatience que celui de l'Avent : on vient de terminer le noisetier et l'aulne, bientôt le bouleau et le chêne, avant l'été et son cocktail explosif de graminées. Plus il fera chaud et sec et plus vous aurez envie de rentrer chez vous, enfermé avec votre inhalateur et vos antihistaminiques, avec votre look de lapin de Pâques en pleine crise de myxomatose (yeux bouffis et rouges, propension à renifler toutes les trente secondes).

Les victimes du rhume des foins représenteraient entre dix pourcent et un quart de la population locale. Mais si l'on prend un peu de recul sur ces dernières années, sans vouloir paraître complètement paranoïaque, il est probable que nous soyons tous condamnés à finir empoisonnés. Ce ne sera peut-être pas par le Novichok, dont il suffit, apparemment, de saupoudrer des poignées de porte pour condamner les habitants d'un immeuble à périr de paralysie musculaire, les yeux réversés et l'écume aux lèvres. Autant dire dans des souffrances qui ont l'air de ressembler aux trépidations que nous infligeons aux guêpes qui osent venir narguer nos barbecues estivaux lorsque nous nous armons des bombes insecticides à effet flash garanti. Non, ce n'est pas faire excès de fausse modestie que d'imaginer que nos petites vies n'étravent nullement les projets de personnes assez puissantes pour s'offrir ce genre d'arsenal. Mais l'ennemi est partout, et qui peut aujourd'hui prétendre ne pas avoir l'impression de se sentir comme un agent double russe lorsqu'il va faire ses courses, sort de chez soi, ou va simplement partager un café avec ses collègues de travail ?

Tout a commencé avec le gluten et le lactose. Que le Nutella ou les cigarettes soient mauvais pour la santé, OK, on veut bien l'admettre, ces produits avaient depuis longtemps un petit côté fascination/répulsion qui leur donnaient exactement le profil « trop beau pour être honnête » des mauvais plans dans les comédies hollywoodiennes. Mais qu'un morceau de pain et un verre de lait puissent nous empoisonner à petit feu, là, ça devient vraiment compliqué de distinguer les gentils et les méchants. Avant, on était allergique aux cacahouètes, et c'était clair : la perfide arachide vous causait un méchant choc anaphylactique contre lequel il n'y avait pas d'autre choix que la trachéotomie avec le scalpel le plus proche ou, à défaut, une paire de ciseaux bien aiguisée. La réa-

lité tragique – accompagnée par son lot de légendes urbaines – avait au moins le mérite d'être claire et suffisamment terrifiante pour qu'on se sente tous concernés de plus ou moins loin, à défaut de se sentir directement impliqués. Mais maintenant, c'est comme avec les attaques terroristes : on ne craint plus forcément la bombe du spécialiste qui fera un gros carnage, mais plutôt les petites attaques de dé-sœuvrés fanatisés qui auront aiguisé leurs couteaux de cuisine ou loué une camionnette après avoir regardé la vidéo de trop sur Internet. Du côté des restrictions alimentaires, c'est un peu la même chose, le terrifiant cédème de Quincke a peu à peu cédé sa place aux multiples intolérances alimentaires.

Si vous souffrez de mal au dos, d'insomnies, de migraines, de fatigue, de démangeaisons ou de constipation, il y a de fortes chances pour qu'une consultation d'un ou deux amis (après tout on se demande pourquoi les études de médecine durent si longtemps) vous diagnostique une intolérance à un des « usual suspects » à la mode : c'est sans doute le gluten, à moins que ce ne soit le lactose. Reste que le véritable mal de tête vous attend le jour de votre prochain dîner où vous devrez concilier le cousin au régime *gluten-free*, la tante intolérante au lactose et la belle-sœur végétarienne. Vous avez intérêt à aimer le jus de carotte et la salade de quinoa. Ce qui est certainement meilleur pour la santé qu'une orgie de Mettwurst ou une soirée radlette, certes.

On arriverait presque à regretter le bon vieux temps où il suffisait de vérifier la liste des ingrédients des pizzas surgelées pour faire son choix. On évitait simplement les produits pour lesquels la liste ressemblait plus au contenu des rayons de Bâtiself qu'à ceux de La Provençale. Mais si l'on interdit le glutamate, le glyphosate, les phosphates et le caramel ammoniacal, comment va-t-on cultiver notre bonne conscience et se convaincre de vivre sainement ?

D'autant qu'une nouvelle menace pour notre santé (mentale) semble être apparue ces derniers temps : les personnalités toxiques. Sérieusement. Il ne faudrait pas seulement faire attention à l'air que l'on respire et à nos aliments mais aussi aux personnes que l'on côtoie. On pensait cette terminologie réservée aux chansons de Britney Spears, mais non, il semblerait qu'elle soit de plus en plus utilisée pour désigner les personnes qui vous empoisonnent l'existence. Là aussi, vous pouvez faire confiance à vos amis, vos collègues ou votre coiffeur pour un diagnostic sûr et précis. Si quelque chose ne va pas bien en ce moment, c'est sans doute la faute d'un manipulateur, d'un narcissique ou d'un jaloux. Dans ces cas-là, pas de pitié, une bonne tartine de pain comploté avec du beurre et du Nutella, ou un joli bouquet de fleurs fraîchement coupées. C'est cruel, mais c'est comme ça.



Sur la toile

Quoi de plus idéal que l'espoir de voir tout le monde trouver sa place dans ce monde en pleine mutation, où tout se bouscule à un rythme infernal et où la désorientation fait un tabac, alors que l'esprit zen a de plus en plus de difficultés à se faire son nid ? Pour que tout le monde ait droit à son propre rythme de vie, un respect et une bonne cohabitation des différentes générations s'imposent en premier lieu. Il est un fait que l'espoir de vie a fait un bond de presque trente ans en un siècle. Le nombre de personnes âgées est donc logiquement en progression et bien les soutenir et les accompagner en dignité devient une nécessité grandissante. Une communauté vient d'être créée à cet effet sur les réseaux qu'on retrouvera sur Facebook sous le hashtag **#NoAgeSharing**. Créer un meilleur esprit intergénérationnel est un de ses buts principaux par l'organisation d'échanges et d'apprentissages mutuels. À Luxembourg, l'American Chamber of Commerce avait lancé l'an passé un concours photo à ce sujet. Reconnu cette année, des photographes en herbe de tout âge ont été invités à envoyer les meilleurs clichés de leur ville dans la Grande Région sous le thème *Urban Scenes & Joie de vivre*. Nous connaissons les vainqueurs pendant la « NoAgeSharing week » qui aura lieu du 2 au 9 mai 2018. Les détails de l'événement seront publiés sur la page Facebook *Global NoAgeSharing week* et sur noagesharing.com. (photo : sb) GD



L'endroit

Avant, c'était un café sombre qui sentait la bière jusque sur le trottoir du coin rue Albert 1^{er}-avenue du X Septembre et ne se réjouissait pas d'un intérieur plaisant. Aujourd'hui, il s'appelle **Pablito**, ses murs ont retrouvé des couleurs fraîches, et on ne lui reprochera pas de suivre une tendance qui avait démarré avec le Strogoff à la gare et qui se répand depuis un peu trop partout avec ses fausses plantes, son rotin et son flair post-colonial (photo : GD). Pour le reste, ne soyons pas chichiteux, ce bar-resto qui propose des snacks plutôt exotiques allant du ceviche aux tacos et à la *barbacoa* ajoute un vent de fraîcheur dans un quartier bourgeois-résidentiel qui manque de lieux de réjouissance sympas. L'ambiance y est décontractée et le client solitaire ou pressé se réjouira de pouvoir prendre sa collation sur le pouce au bar sans devoir attendre une table. Les patates douces frites sont accompagnées d'une bonne sauce juste un tantinet épicée, la viande fraîche est bien relevée. Un petit effort serait bienvenu côté présentation des plats, car accompagner de savoureux tacos d'un ennuyeux quart de tomate frise un peu la paresse. On se consolera avec un choix d'alcools originaux. Les amateurs du fameux *Moscow mule* sont gâtés car on lui a rajouté ici des alternatives comme le *Munich mule* au gin Hendricks. Et, cerise sur le cocktail, la *ginger beer* est fraîchement faite maison (www.pablito.lu). GD



L'événement

Comme tous les trois ans, pour cette édition depuis le 30 mars et jusqu'en fin de saison estivale, la côte belge invite les vacanciers à venir admirer des installations et sculptures contemporaines tout le long des plages allant de La Panne à Knokke. Pour **Beaufort 2018**, comme pour les éditions précédentes, on retrouvera des œuvres éparpillées le long des dunes, alors que d'autres seront abritées dans des parcs ou bâtiments publics. D'aucuns se souviendront du bus de Martine Feipel et Jean Bechameil, dont les roues étaient enfoncées dans le sable de Blankenberge lors de l'avant-dernière édition en 2012. Pas de participant luxembourgeois à cette sixième version, mais il est à parier que le cerf de Stief de Smet à La Panne, ainsi que son énorme coquillage à Ostende auront beaucoup de succès, et que l'amoncellement de cabines de plages signées Jean-François Fourtou à l'entrée de Knokke (photo : beaufort2018.be) créera la surprise. Comme d'habitude, on pourra parcourir tout le trajet en vieux tram, à vélo ou, évidemment, en voiture pour les plus paresseux. Il est intéressant de savoir que certains hôtels offrent des prix spéciaux aux visiteurs de l'expo. Tous les détails, locations de chambres comprises, sont publiés sur le site officiel : www.beaufort2018.be. GD

Entre chien et loup

On appelle « entre chien et loup » le moment qui précède le crépuscule, l'heure de tous les dangers quand les contours des choses s'effacent et qu'on voit les loups garous sortir de leurs repaires et les feux follets s'allumer dans les sous-bois.

Dans son livre porté par un souffle narratif exceptionnel, l'historien Henri Wehenkel dresse le portrait de seize Luxembourgeois pris dans l'engrenage de la Collaboration –

grands bourgeois, ouvriers montés en grade, journalistes *völkisch*, cadres techniques ambitieux, artistes conformistes... L'auteur pénètre jusqu'aux niveaux des enjeux, des lieux de décision, des endroits où les chemins se séparent et où il faut choisir. Le livre donne à sentir ces choix dans toute leur urgence sans pour autant faire de jugement de valeur. Il s'agit, selon l'auteur, d'« éclairer les recoins obscurs de la société luxembourgeoise ».

Le livre de 304 pages richement illustré et qui se base sur une série d'articles du *Lëtzebuurger Land*, est disponible en librairie au prix de 29 euros ou peut être commandé en ligne sur www.land.lu, par téléphone 48 57 57-32, courriel land@land.lu ou fax 49 63 09.

